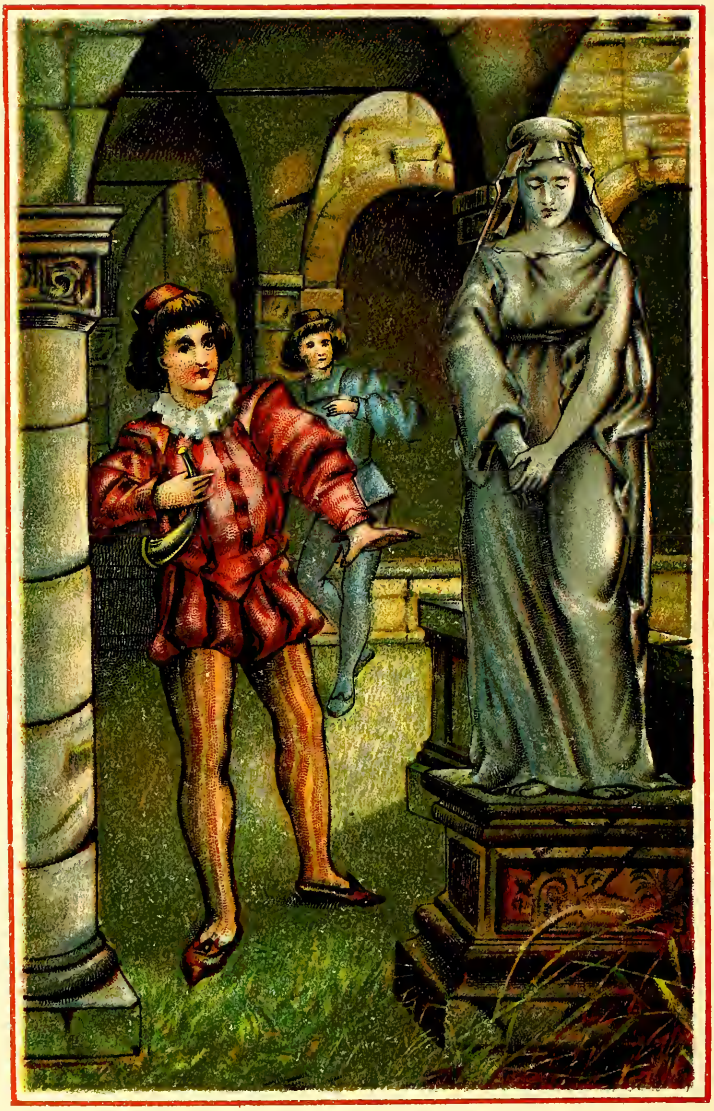
Grossvaters Märchen

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00022230248



Das Zauberhorn.

Neue Märchen

seinen lieben Enkeln erzählt

vom

Großvater.

Berlin N.O.
Druck und Verlag von A. Weichert
Neue Königstraße 2.

Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

http://archive.org/details/neuemrchenseinen00gros

Märchen für meine Enkel.

Das Heinzelmännchen.

Zur Zeit der Heinzelmänner, die heute bei der Unruhe der Menschen, dem Geräusche und Treiben der Fabriken und Bahnen, dem Jagen nach Erwerb beinahe vergessen sind, lebte der Waldhüter Jakob mit Frau und zwei blühenden Kindern, seinem Sohne Franz von zwölf und seiner Tochter Marie von zehn Jahren, in einem Häuschen mitten in einem Waldreviere des Harzgebirges.

Jakob, ein pflichtgetreuer Beamter, ein fleißiger Verwalter seiner paar Morgen Ackerland nebst einer an

der Berglehne befindlichen kleinen Wiese, hatte sich doch nur eine Stellung erwerben können, in welcher gar zu häufig Schmalhans Küchenmeister war. Frau Martha, die treue Lebensgefährtin desselben, hatte trotz ihres Fleißes, ihres Schaffens und Wirkens, nie so viel erübrigen können, um für Krankheitsfälle oder Mißernten einen Notgroschen zurückzulegen. Ueberdies mußte in den letzten Jahren, seit denen die Kinder die Schule besuchten, mehr für deren Bekleidung, für Bücher und andere Schulmaterialien, wie auch für Schulgeld, ausgegeben werden. Trotz mancher schweren Sorgen hatten dennoch Jakob und Frau Martha in ihrem vollen Gottvertrauen sich guten Mut bewahrt; ihr kleines Heim nebst dem geringen Gehalt schafften bei ihrer Genügsamkeit das nötige Brod und sonstige Bedürfnisse. Das Gedeihen des sich herrlich entwickelnden Kinderpaares machte sie glücklich und zufrieden. Dazu gesellte sich in der letzten Zeit noch die Aussicht auf eine bessere Stellung, da dem Jakob die Stelle des in der Nähe wohnenden Försters Rehfeld, der, alt und gebrechlich, zu Martini pensioniert werden sollte, zugesichert worden war.

Da trat plötzlich, wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, eine schreckliche Veränderung in diesem gemütlichen Heimwesen ein.

Mitte des Monats September fiel es dem unermüdlichen Jakob noch abends ein, die Feldgrenze, an die sein Schutzbezirk lehnte, abzusuchen, ob nicht etwa ein Jagdliebhaber des benachbarten Dorfes sich den Anstand zu nahe am Walde oder gar innerhalb der Waldgrenze ausgesucht habe. Jakob kehrte nicht mehr

lebend heim, er wurde am andern Tage von Arbeitern am Waldrande erschossen gefunden und den erstarrten Seinen als Leiche ins Haus gebracht.

Traurige Tage traten ein; Martha hätte mit ihren Kindern, wenngleich sie in dem schon baufälligen Häuschen ein Obdach erhielt, bei dem sehr geringen Witwengehalte hungern müssen, wenn nicht andere Hilfe genaht wäre. Die Kinder mußten der Mutter, um ihr Leben zu fristen, erwerben helfen und dieses geschah durch Sammeln von Medizinkräutern während der schulfreien Zeit in Wald und Feld. Im Sommer und Herbst war der Ertrag des Sammelns denn auch so ergiebig, daß der Erlös zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse hinreichte; jedoch der Winter nahte und mit ihm die bitter drohende Aussicht auf die größte Not.

Da eines Tages im Spätherbst, als die Kinder wieder an der Sonnenseite der Berge mit Sammeln von Kräutern beschäftigt waren, trat ein kleines, altes Männchen mit langem weißen Barte an sie heran, sah eine Weile ihrem Treiben zu, und machte sie dann auf Stellen aufmerksam, die vorzügliche, schöne und seltene Kräuter und Pilze in Menge aufwiesen, so daß sie in wenigen Minuten hier mehr sammelten, als es ihnen sonst in Stunden geglückt war. Auch der Erlös war in der nächsten Stadt in Apotheken und Droguenhandlungen wegen der aromatischen und seltenen Exemplare ein bedeutend größerer, so daß die Mutter, die den Verkauf besorgte, wieder einmal mit befriedigterem Blick in ihrem Auge heimkehrte. So wurde jeder freie Augenblick des schwindenden Herbstes von den Kindern eifrig zum Sammeln

benutzt, und jedesmal trafen sie das alte graue Männchen, das ihnen neue ergiebige Stellen wies und sich an dem Eifer, der Freude, wie den harmlosen Äußerungen der Kinder zu erfreuen schien. Mit jedem Tage wurde das Graumännchen freundlicher und gesprächiger, erkundigte sich nach den Verhältnissen der Kinder, daß bei der Mitteilung der rührenden Liebe zur Mutter, wie der Liebe untereinander, der rastlosen Thätigkeit, des Fleißes aller zur Bewältigung der irdischen Sorge, sein Auge erglänzte und Blicke des Wohlwollens das verwitterte Gesicht erhellten. Der Winter nahte mit aller Macht, trotzdem wurden die Kinder von dem Alten ermuntert in ihrem Eifer nicht nachzulassen, täglich trafen sie denselben und stets führte er sie auf neue ihnen völlig unbekannte, recht ergiebige Stellen, so daß die Mutter, infolge der sich täglich sorgenfreier gestaltenden Zukunft, allmälig zufriedener, heiterer und wohler aussah und sich ein stilles Glück in ihrem Antlitze spiegelte. Aber nicht allein durch das Schwinden der Nahrungssorgen fühlte sich das Mutterherz beglückt, sondern auch durch die täglich mehr hervortretende geistige und körperliche Entwickelung der Kinder, die nicht nur dem mütterlichen Auge ersichtlich, sondern von Lehrern und Nachbarn mit Staunen bemerkt wurde, die eine so hervorragende Entwickelung als ein Wunder ansahen.

Bald hatte sich die Kunde verbreitet, daß Frau Jakob so wunderbar kräftige und gesuchte Kräuter in der Stadt für hohen Preis verkaufe; trotzdem nun andere Frauen und Kinder, die sich ebenfalls mit dem

Sammeln von Kräutern beschäftigten, sich die größte Mühe gaben, so fanden sie namentlich bei dem Eintritt des Winterwetters wenig oder gar nichts und sahen mit scheelen Augen der noch immer täglich mit Bürden und Körben voller Kräuter vorüberwandernden Frau Jakob nach. So hatte sich denn bald Neid und Mißgunst in den Herzen der übrigen Sammler eingeschlichen und einige beschlossen, den Kindern der Frau Jakob nachzugehen und ihr Thun nnd Treiben zu belauschen. Doch vergebens; denn wenn sie auch den Kindern nachschlichen, so entzog bald ein Dickicht, bald eine hervorspringende Felswand dieselben den Blicken der Spähenden. Wochen waren dahingegangen, dennoch war den Spionierenden nicht das geringste von den so günstige Erfolge bringenden Kräuterplätzen der Jägerkinder bekannt geworden.

Mittlerweile trat eine merkliche Veränderung in dem Äußern des Graumännchens, des Wohlthäters von Franz und Marie ein, es wurde ernst und nachdenkend, viel weniger gesprächig, die so schönen belehrenden Worte fielen immer seltener, oft schossen drohende Blitze aus den sonst so freundlich und liebevoll schauenden Augen des Alten, die zwar einer andern Richtung galten, doch die Kinder mehr und mehr beunruhigten. Da eines Tages, als der Alte wieder recht grimmig hinausschaute, nahm Franz sich ein Herz ihn zu befragen: ob er oder die Schwester Veranlassung gegeben oder irgend etwas verschuldet hätten? Mit trübem aber freundlichem Blicke wandte sich derselbe den Kindern zu mit den Worten: „Nicht euch, meine Lieben, gilt

mein Drohen, sondern den neugierigen und neidischen Menschen da draußen, die gern auskundschaften möchten, wo ihr eure gefüllten Körbe herholt, sie werden täglich zudringlicher. Nur mit Mühe halte ich sie fern. Ihr Gemüt wird härter, Nächstenliebe ist ihnen unbekannt, daher hatte ich es aufgegeben, mit denselben zu verkehren. Bei euch fand ich wieder einmal unverdorbene Herzen, da erwachte wiederum meine Neigung aus alten Zeiten zu dem Menschengeschlechte, auch ich habe es früher geliebt und viel mit ihm verkehrt, erst als das unruhige Treiben und Jagen nach eingebildeten Glücksgütern unter den Menschen begann, ihre Herzen härter, neidischer, verstockter wurden, zog ich mich zurück. Ihr habt noch einmal die Eisrinde in meiner Brust gesprengt und Erinnerungen aus alten Zeiten wachgerufen, darum habt Dank, mein Wohlwollen begleitet euch noch ferner — doch für heute lebt wohl! Der Tag neigt zu Ende, eure Mutter erwartet euch." Damit entfernte sich der Alte mit trüben Blicken und verschwand zwischen den Felsen.

Die Kinder eilten nach hause, fanden die Mutter ihrer harrend, denn sie waren länger als gewöhnlich ausgeblieben; auch die Erzählungen von dem ernsteren ja häufig drohenden Aussehen des Graumännchens in letzterer Zeit hatten Besorgnisse im Mutterherzen wachgerufen, die aber durch die heutigen Mitteilungen der Kinder sich in inniges Mitleiden über das Herzeleid des Alten verwandelten.

Als nach wenigen Tagen das Geschwisterpaar wieder die Berge aufsuchte, fand es seinen Alten wohl,

aber noch ernster und trüber aussehend. Er geleitete sie nicht wie sonst auf mit Pflanzen bedeckte Stellen, sondern in eine Höhle, die sie nie vorher bemerkt hatten. Das Graumännchen führte die Kinder tiefer in die Höhle, die sich erweiterte und erhellt wurde durch funkelndes Gestein an Decke und Wänden, bis in einen Saal, der an Pracht des Lichtes der Edelsteine alles übrige übertraf. Hier ließ sich der Alte auf einem Sessel von gediegenem Golde nieder, lud die Kinder ein, sich ähnlicher Sessel, die um einen großen massiv silbernen Tisch standen, zu bedienen, dann hub er an: „Ich bin der Letzte eines Geschlechtes, das in seinem stillen, aber eingreifenden und mächtigen Wirken den Menschen zur Seite stand, so lange diese noch einfach, bieder und leutselig waren. Ich und meine Genossen wirkten und sorgten in vielen Generationen und Familien Jahrhunderte lang, wenn auch meist unsichtbar. Hin und wieder auch in stiller Nacht gesehen, denn gerade wenn die Menschen ruhten, war unser Leben und Treiben am rührigsten. Hier halfen wir den Erkrankten, dort den Müden Arbeiten beenden, hier Vorräte einsammeln und waren zufrieden, wenn wir dann in glückliche Gesichter, auf denen das Dankbarkeitsgefühl geschrieben stand, schauten. Wurden wir auch ab und zu gesehen und beobachtet, so wurde uns nur vorsichtig und leise gedankt und wir durch laute Freudenäußerungen, oder durch Bitten und Ansprüche nie beunruhigt, und dieses war nach unserm Sinn. Doch die Zeiten haben sich sehr geändert, die Unruhe, das rastlose Treiben, das Jagen nach Glücksgütern bei den

Menschen, der dabei so häufig gestörte Frieden in den Familien, trieben uns fort und weiter fort in stillere Gegenden. Die meisten meiner Kameraden legten sich nach und nach zur ewigen Ruhe, vor nicht langer Zeit die letzten. So bin ich allein übrig geblieben, der auch müde geworden und sich nun der Ruhe jener erfreuen will. Ich nehme von euch Abschied mit der Genugthuung, daß ich für euer irdisches, noch mehr für euer Seelenheil gesorgt habe. Meine Lehren sind bei euch nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, ihr seid gut, rechtschaffen und fleißig geworden, strebt immer weiter, das Wissen, das ich in euch gelegt, wendet an, es wird euch Nutzen bringen auf Eurem Lebenswege." Darauf reichte der Alte jedem der Kinder eine Hand, führte sie zum Eingange der Höhle zurück, wo sie ihre gefüllten Körbe fanden und nahm nochmals Abschied mit dem Hinzufügen: sie sollten nicht versuchen die Höhle aufzusuchen, diese sowohl wie er selbst, seien jedem sterblichen Auge entrückt. Mit Thränen in den Augen dankend, ergriffen die Kinder ihre Körbe und sich umblickend, sahen sie nur schroffe Felsen, nichts von der Höhle, noch ihrem Wohlthäter; ihnen war gewissermaßen der Vater zum zweiten Male gestorben.

Mit schwerem, trauerndem Herzen traten Franz und Marie ihren Heimweg an und erzählten heimgekehrt der harrenden Mutter von den Abschiedsworten des Graumännchens. Wie staunten aber Mutter und Kinder über den Inhalt der Körbe, der außer den schönsten und seltensten Pflanzen noch soviel des edlen Metalles enthielt, daß ihre Zukunft gesichert war.

Bald verließ Martha mit den Kindern die alte Heimat, wo sie manch bitteres Weh, doch auch der Freuden viele erlebt, um in einer größeren Stadt für die fernere Ausbildung der letzteren zu sorgen. Franz widmete sich in der Folge dem Studium der Botanik, die Vorliebe für die Pflanzen dankte er dem Alten, dessen Belehrungen so fruchtbringend gewirkt hatten, daß Franz in kürzester Zeit in einer Universitätsstadt dankbaren Schülern sein bedeutendes Wissen mitteilte.

Marie war in demselben Orte an einen berühmten Arzt verheiratet, die Mutter lebte bald bei einem oder dem andern ihrer Kinder mit der Pflege der Enkel beschäftigt, denn auch Franz hatte ein geliebtes und liebendes Weib gefunden. Manch' stiller Augenblick war der Erinnerung ihrer Jugendjahre und ihres Wohlthäters gewidmet. Wie ein schöner Traum begleitete sie dieses Gedenken auf ihrem Lebenswege und nichts würde zu ihrem Glücke gefehlt haben, wenn auch noch der so früh dahingegangene Vater daran teil genommen hätte. Das Ende des Vaters wurde auch noch aufgeklärt, indem ein sterbender, früher benachbarter Bauer erklärte, den am Walde schleichenden Mann für ein Wild angesehen und den unglückseligen Schuß abgegeben zu haben.

Das Zauberhorn.

Ritter Kuno, dessen Geschlecht ein altes gar mächtiges war, wohnte auf seinem festen Schlosse und lebte hier mit Kumpanen und Gesellen in Saus und Braus. Wenn seine Einkünfte nicht auslangten, so wußte er dieselben durch Plünderung der Warenzüge fahrender Kaufleute und durch Überfälle der schwächeren Städte zu ergänzen. Er schonte selbst seine Nachbarn nicht und hatte deshalb ringsum Feinde die Hülle und Fülle. Nicht immer hatte Kuno dieses Leben geführt. Seit dem Tode seiner Frau, die durch Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Wohlthun in weiter Runde geachtet und verehrt war, die auch den sonst rohen Mann auf rechtlichem Wege zu erhalten wußte, hatte allmälig sein Hang zum wüsten Leben sich herausgekehrt und war er so schließlich einer der gefürchtetsten Raubritter der ganzen Gegend geworden.

Seine Frau hatte ihm einen Sohn geboren, der den Namen Georg erhalten. Dieser war trotz des wirren und wüsten Treibens in der Burg zu einem braven und frommen Jüngling herangewachsen, der sich von den Gelagen des Vaters und seiner Kumpane fern hielt, die Leiden der gefangenen und verwundeten Bürger und Kaufleute zu mildern suchte und sich oft durch Wohlthun den Dank der Geplünderten erwarb. Georg hatte diese günstige Gestaltung seines Innern der Pflege und Erziehung seiner Wärterin, die an den Burggärtner verheiratet war, zu verdanken, da seine Mutter nur zu bald nach seiner Geburt gestorben war. Die brave Gärtnersfrau hatte Georg mit ihrem eigenen, nur ein Jahr jüngeren Sohn Anton erzogen und dem Einflusse des Treibens seines Vaters zu entziehen gewußt, der sich gar wenig um sein Kind kümmerte, ja schließlich sich entfernt hielt, da er den oft vorwurfsvollen Blicken des seiner verstorbenen Frau so ähnlichen Sohnes nicht begegnen mochte. Georg war zu einem sechszehnjährigen, äußerlich und innerlich prächtig entwickelten Jüngling herangewachsen. Er hatte mit seinem Freunde und Spielkameraden Anton Freud und Leid gemeinschaftlich, wie auch den Unterricht und die Belehrung geteilt, welche den Knaben von manchem Gefangenen und unter diesen hauptsächlich von einem gelehrten Priester geworden war.

Wie so viele Sünde und Missethat hier schon auf Erden ihre Strafe findet, so hatten die Raubzüge, Plünderungen und Grausamkeiten des Ritters Kuno den Entschluß der Städter und rechtlich gesinnten Ritter gereift, die Burg zu stürmen und den Ritter mit seinem

Gesindel unschädlich zu machen. Nach einer langen Belagerung trat Hungersnot auf der Burg ein und bei dem Versuche, sich durchzuschlagen, fiel Kuno mit dem größten Teil seines wüsten Anhanges, die Burg wurde eingenommen, niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht. Kurz vor diesem Ausfalle hatte Kuno, der das Ende seiner Tage herannahen fühlen mochte, seinen Sohn Georg rufen lassen und übergab demselben ein wunderlich geformtes Horn mit den Worten: „Dieses Horn, das ich von meinem Vater ererbt, der dasselbe als Geschenk von einer befreundeten Fee erhalten, besitzt wunderbare Kräfte, jedoch nur für den, der einen reinen und gottesfürchtigen Lebenswandel führt und geführt hat. Ich setze dieses bei dir voraus, für mich ist dasselbe schon lange wertlos geworden; nun übergebe ich dir dieses Erbstück, es dürfte dir nützlich sein und durch die Welt helfen. Ich fürchte in diesem Kampfe zu unterliegen, wir sehen uns lebend gewiß das letzte Mal, lebe wohl!“ Mit einem Händedruck schied der finstere Mann.

Die Pflegemutter war vor wenigen Tagen ihrem körperlichen und geistigen Leiden erlegen, denn ihr war das Leben in der Burg ein Greuel und nur ihren Pfleglingen hatte sie die sinkenden Kräfte so lange zu erhalten gewußt. Georg mit seinem Freunde Anton entkam in dem Sturme und bei der Verwüstung der Burg wohl nur durch die Wunderkraft des Hornes, das jetzt sein einziger Besitz war.

Von den Zinnen der Burg hatten die Knaben oft Umschau gehalten und mit sehnsüchtigen Blicken nach den mit großen Waldungen bedeckten Bergen im Osten aus-

geschaut, hatten von Wanderern, häufig auch von Gefangenen, Wundermären, die sich dort zugetragen haben sollten, gehört, so daß bei dem abenteuernden Sinn der Jugend ein Zug ihre Schritte dorthin lenkte, umsomehr, da sie die belebteren Gegenden wegen der vielen Feinde der Burgeingesessenen meiden mußten. Sie wanderten rüstig fort und erreichten um Mittagszeit den Waldrand. Hunger und Durst hatten sich eingestellt, sie hofften durch

Waldbeeren beides zu stillen, doch war eine Umschau und ein Suchen nach denselben vergebens. Müde und hungrig ließen sich die Knaben in dem Waldesschatten nieder. Georg betrachtete trübselig sein Erbe, „das Horn", nahm es zur Hand und äußerte: „Worin besteht denn deine Kraft? Ich wünschte, du schaffte st mir ein Stück Brot und einen guten Trunk herbei, damit ich nicht verschmachte." Kaum

hatte er diese Worte geäußert, als, wie aus der Erde gewachsen, eine Platte mit Brot, Fleisch, Früchten und einer Kanne Wein vor den erstaunten Knaben stand, die denn sich auch sofort darüber hermachten, eine tapfere Mahlzeit hielten und bald gestärkt ihre Wanderung in den Wald fortsetzen konnten. Für ihre Nahrung war nun gesorgt und ihre größte Sorge daher gehoben, aber auch in anderer Beziehung bewährte sich die Wunderkraft des Hornes. Dem vorgehaltenen Horn öffneten sich verwachsenes Gebüsch und Dichtung; vor seinen Tönen entwich das wilde Getier, das recht zahlreich vorhanden war und oft Miene machte, auf sie zuzustürzen; für ihr Nachtlager sorgte wieder das Horn, eine Hütte, wohl versehen im Innern mit Decken, stand auf Wunsch bereit. So wanderten sie wohlgemut fort und erreichten nach einigen Tagen einen majestätischen Urwald. Sie schritten unter Riesenbäumen einher und erreichten eines Abends einen großen See, an dessen Ufern sie die Nacht zubrachten.

Am andern Morgen, nachdem sie mit Hilfe des Hornes ihr Frühmahl gehalten, wurde ihr Wunsch, die Umgebung des Sees und denselben selbst zu erforschen, durch einen am Ufer liegenden Kahn zur Ausführung gebracht. Sie ruderten in den See hinein und bewunderten die teils flachen, teils hohen Ufer, die alle gartenartig und mit Terrassen versehen waren, und durch sehr alte Fruchtbäume Zeugnis einer früheren Kultur ablegten. Auch der Boden des Sees erweckte ihre Verwunderung, denn wenn derselbe auch mit Blicken nicht ganz zu ergründen war, so traten doch häufig Umrisse von Gebäuden ihren Blicken entgegen, über welchen sich in Mengen

große Fische tummelten. Hinter einem Vorsprunge des Ufers erblickten sie nicht weit vom Seerande ein höhlenartiges Gebäude mit einem Säulengange vor demselben, welches, mit Moos, Epheu, Farren und Gebüsch über und über bewachsen, eher einem grünen Berge als einem Gebäude ähnlich sah. Hier landeten sie, traten in den Säulengang, fanden bald einen Eingang zu dem Gebäude und neben dem Eingange Menschengestalten in Stein, gleich alten verwitterten Bildsäulen, mit Waffen in den Händen, als wären sie hierhergestellt, das Innere zu behüten. Sie gingen vorbei und traten in eine ausgedehnte Halle, die zwar sehr dunkel war durch all' die Pflanzen, welche die Lichtzugänge beschatteten und überwucherten, doch dem sich gewöhnenden Auge nach und nach rund umher Menschengestalten zeigte, die an einem langen Tische auf Sesseln saßen. Auf einem erhöhten Sitze am oberen Ende der Hütte ruhte ein alter, würdevoller, ehrfurchtgebietender Mann mit einer Krone auf dem Haupte. Alle aber waren von Stein, alle wie mitten in der Unterhaltung erstarrt, alle mit offenen Augen, einige selbst mit offenem Munde. Die größte Verwunderung erregte bei den Jünglingen, daß alle diese Männer lange Bärte hatten und zwar von wirklichem Haar, in blonder, brauner und schwarzer Farbe, bei vielen grau, ja, selbst silberweiß, so bei dem Manne mit der Krone, der einen langen, weißen, zum Boden reichenden Bart hatte. Im Anfange scheu vor all' den mit offenen Angen dasitzenden Männern, wagte Georg, der mutigere von beiden, allmälig dieselben zu berühren, ja selbst am Bart zu zupfen, doch heftig erschrocken zog

die Hand eilig zurück, denn es schien ihm, als vernehme er öfter ein leises Atmen oder Seufzen, ja selbst ein Zittern der Gestalten. Bei dem Manne mit der Krone war das Seufzen unzweifelhaft, sogar ein Zucken der Hand zu merken, welche in der Nähe des um Georgens Hals hängenden Hornes herabhing.

Sofort nahm Georg das Horn, berührte die Gestalt damit und diese fing an sich zu recken und zu strecken, als wenn sie nach langem, tiefem Schlafe erwache. Bald bewegte sich das Auge, aus dem Munde ertönte ein tiefer Seufzer und nun Worte, so die Frage: „Ich habe wohl recht, recht lange geschlafen? Wer seid ihr, wo kommt ihr her?“ Georg beantwortete kurz diese Fragen und erfuhr dann von dem Alten, daß er ein König sei, der hier mit seinen Beamten und Vornehmsten des Staates eine Beratung abgehalten, wobei sie alle mitten in der Beratung von dem ihm feindseligen Zauberer Abra überfallen, eingeschläfert und in Stein verwandelt seien. Abra hätte über ihn und die Seinigen Macht erhalten, indem er ihm einen Talisman, in einem Ringe bestehend, geraubt, der so lange sein Schutz gewesen. Zuerst hätte Abra seine Tochter, die Prinzessin, entführt, dann die Hauptstadt und einen großen Teil des Reiches unter Wasser gesetzt, die Bewohner in Fische verwandelt und schließlich ihn mit seinen Beratern, die sich nach dem Raube der Prinzessin in diese Burg zurückgezogen, verzaubert. Wie lange diese Verzauberung gedauert, wisse er nicht, doch müsse sie wohl recht lange gewährt haben, das zeige sein so langer Bart.

Georg erweckte nun mit seinem Horn des Königs

Begleitung, doch über das Wasser und das in Fischgestalt in demselben lebende Volk war die Zauberkraft seines Hornes nicht stark genug. Er beschloß daher, da ihm der Aufenthalt des Zauberers als in der Nähe auf einem hohen Berge belegen bezeichnet wurde, denselben aufzusuchen und, wenn irgend möglich, ihm den Talisman abzunehmen und die Prinzessin zu befreien. Kurz entschlossen begaben sich Georg und Anton zu ihrem Kahn, folgten der Richtung nach dem ihnen bezeichneten Berge, der jenseits des Sees weit über seine ihn umgebenden Nachbarn hervorragte. Da ihnen durch die Umgebung des Königs mitgeteilt war, daß der Zauberer, ein gewaltiger Riese, stets in der Mittagsstunde in einen festen Schlaf verfiele, beschlossen sie, diese Zeit zur Ausführung ihres Unternehmens zu wählen, und gingen, am jenseitigen Ufer des Sees angekommen, sogleich dem Berge zu.

Am Fuße des Bergkegels angelangt, sahen sie vor sich ein viel stärker verwachsenes Dickicht, als es ihnen je auf ihren bisherigen Wanderungen vorgekommen. Doch auch hier übte das Wunderhorn seine Kraft, das Gebüsch, die Dornen wichen dem vorgehaltenen Horn zur Seite, Schlangen, Drachen, Löwen, Tiger und anderes wildes Raubgetier, mit dem das Dickicht bevölkert war, stürzte auf die Jünglinge los, blieb jedoch durch die Töne des Hornes erstarrt stehen, so daß sie ihren Weg unbehindert fortsetzen konnten. Je höher sie stiegen, je mehr traten ihnen die genannten Hindernisse entgegen, doch die Zauberkraft des Hornes überwand alle, die der Zauberer zu seinem Schutz um den Berg angehäuft hatte. Bald vernahmen sie ein Schnarchen, das den Berg unter

ihren Füßen zittern machte. Die Mittagsstunde war herangekommen, sie beeilten ihre Schritte und standen vor einem aus gewaltigen Felsblöcken erbauten Turm. Das Herz pochte ihnen hörbar, Eile war nötig, dieser Schlaf mußte ausgenutzt werden. Aber wo war der Eingang in diesen Felsenwürfel? Eine Thür oder ein sonstiger Eingang war nicht zu sehen; auch hier half das vorgehaltene Horn. Ein Felsstück im Turm machte eine Drehung und vor

ihnen lag eine entsetzliche, riesige, mit borstigen roten Haaren über und über bedeckte Gestalt, deren gewaltiges Schnarchen selbst die gewaltigen Felsmassen des Turmes erbeben machte. An dem Finger des Ungeheuers steckte der Ring, der große Talisman des Zauberers, ein Hieb des Schwertes durch Georg trennte den Finger von der Hand, ein Griff und der Ring war in dem Besitze Georgs. Anton hatte sein Schwert auf den Hals des

Riesen gesetzt, doch noch mehr wirkte das Horn, das nach Entfernung des Ringes, der größten Macht des Zauberers, das Ungeheuer machtlos und erstarren machte; zwar rollten die Augen wild, doch die übrigen Glieder lagen gelähmt, und Horn und Ring bewirkten schnell die Umwandelung des Riesen in einen Fels.

Nach Bewältigung und Verwandlung des Zauberers machten sich die Jünglinge an das Durchsuchen des Turmes. Sie fanden in einem oberen Raume desselben in einer Nische hinter einem Vorhange eine Marmorfigur, ein junges Mädchen darstellend, von so vollendeter Schönheit, daß beide entzückt im Anschauen versunken dastanden. Erst nach Minuten erinnerte Georg sich der geraubten Königstochter und stellte Versuche mit Horn und Ring zur Belebung der herrlichen Statue an. Das Bild erbebte, die Augen, wunderbar schön, öffneten sich und blickten verwundert auf die vor ihr stehenden Jünglinge, ein freudiger Schauer durchzuckte die Gestalt, langsam sank sie in die Kniee, hob flehend die Hände empor mit der Bitte, die rührend aus ihrem Munde erklang, sie von dem entsetzlichen Zauberer zu befreien. Georg hob die herrliche Jungfrau empor und teilte derselben in wenigen Worten den Sieg über den Zauberer mit, ebenso, daß es ihm vergönnt gewesen sei, den Zauber, unter welchem der König mit seinem Gefolge gebannt gewesen, zu brechen. Mit dankbarem Blicke, in welchem unverkennbar das Keimen süßer Liebe lag, lehnte sich die Prinzessin, denn sie war es, die Tochter des gebannt gewesenen Königs, an Georgs Brust und bat ihn, sie ihrem Vater zuzuführen.

Die Freude des Wiedersehens zwischen Vater und Kind, die Dankbarkeit und Liebe zu ihrem Befreier, führte bald, nachdem durch Horn und Ring die Entzauberung des ganzen großen Reiches vollendet war, zu einer Hochzeitsfeier zwischen Georg und der schönen Prinzessin. Anton, der treue Jugendgenosse und Gefährte, blieb als Freund und Berater bei Georg, nahm sich später eine Gespielin der Prinzessin als Gattin und wurde bei seinem Freunde, der Herr des Landes wurde, der erste Minister und Mitbegründer eines blühenden und glücklichen Landes. Der alte König suchte und fand die erwünschte Ruhe in der Nähe seiner Kinder. Das Land aber erfreut sich bis auf heutige Zeiten in den Nachkommen unserer Helden einer geordneten Regierung und zufriedener Bewohner.

Noch heute sieht man in der Nähe der Hauptstadt auf einem von schönem Walde umkränzten Berge einen mächtigen Felsblock, einer menschlichen Riesenfigur ähnlich, der im Volksmunde „der versteinerte Zauberer" heißt.

Milda.

Zwei Reiter zogen langsam in der Glut der Mittagssonne über eine sandige Ebene. Ihr Ziel, ein bewaldeter Höhenzug, war in der Ferne sichtbar, doch Roß und Reiter waren dem Verschmachten nahe, denn schon den zweiten Tag waren sie in dieser sandigen Einöde ohne Wasser und ohne Nahrung. Der ältere der beiden Reiter nahm die Qualen des Hungers und des Durstes nicht so ruhig hin; oft entströmten harte Worte, ja selbst Flüche dem bärtigen Munde. Das arme keuchende Roß fühlte durch Sporn und Gerte gar oft die Ungeduld und Heftigkeit seines Herrn. Der jüngere Reiter, ein blondlockiger Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachsen, trug mit Ergebung die Qualen und Entbehrungen, ja er verschaffte dem müden Roß öfter durch Absteigen und Nebenherschreiten Erleichterung. Letzterer versuchte der Ungeduld und dem Zürnen seines Begleiters Einhalt zu thun, ihm

Trost und Hoffnung zuzusprechen; doch erfuhr er zuerst harte Abweisungen, ja selbst Hohn und Drohungen. Beide waren Brüder, welche vom Vater, einem stark verschuldeten Ritter, in die Welt geschickt worden, um ihr Glück zu versuchen. Nur mit dem notdürftigsten ausgerüstet, hatte sie der Vater entlassen müssen, doch mit seinem Segen und mit guten Lehren, welch' letztere auch bei dem jüngeren Sohne auf guten Boden gefallen waren, während der ältere, ein jähzorniger, heftiger Mensch, sich nur murrend in sein Schicksal ergab. Seit einiger Zeit unterwegs, waren sie tags vorher in diese Sandsteppe gekommen, wußten aber, daß jenseits derselben sich ihnen eine Gegend eröffnen würde, reich an Abenteuern, wie reich an Quellen zur Begründung ihrer Zukunft.

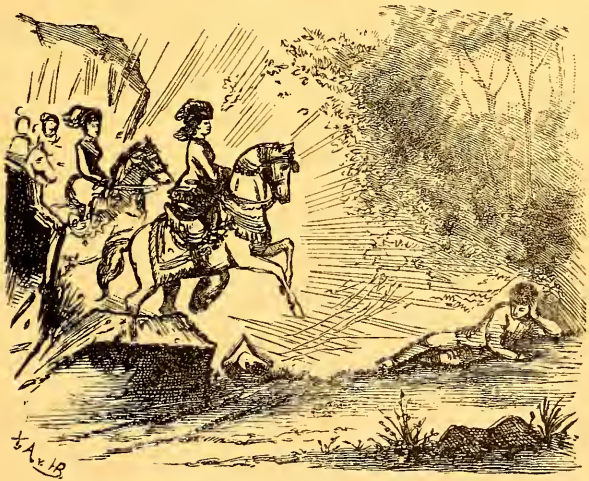
Die Sonne neigte sich dem Horizonte zu und noch lag in bedeutender Ferne der ersehnte Höhenzug; zwar kühlte ab und zu ein schwaches Lüftchen die erhitzten Glieder, doch war die Ermattung der Pferde zu groß und die Hoffnung, ihr Ziel noch heute zu erreichen, schwand immer mehr. Sie ersahen sich einen Ruheplatz, um sich und den verschmachtenden Rossen wenigstens für einige Sekunden Ruhe zu gönnen, als das Tier des jüngeren Bruders plötzlich die Ohren spitzte, den Kopf erhob und ermuntert weiter schritt. Ruhig ließ der Reiter das Roß gewähren, dem Instinkte des Tieres folgend, und nicht gar zu fern in einer Bodensenkung erblickten sie Wasser, dem das dürstende Tier zueilte. Die Erquickung durch das so lange entbehrte Labsal veranlaßte die Brüder, da sie alle, Mensch wie Pferd, erfrischt waren, ihrem Ziele

zuzueilen. Sie folgten dem Laufe eines Baches, der, von den Bergen herkommend, dem kleinen See die nötige Ergänzung zuführte. Nach mehrstündigem Ritt erreichten sie in der Mitte der Nacht das ersehnte Waldgebirge, folgten dann noch wenige Schritte dem Laufe des Baches und gelangten in ein Thal, das den hungrigen Rossen reiche Weide gewährte. Die Brüder ersahen sich unter einem Baume ein Nachtlager und schliefen, trotz des nagenden Hungers, bis die Morgensonne sie erweckte. Beim Erwachen fiel ihr erster Blick auf die Zweige des Baumes, unter welchem sie geruht hatten; sie waren nicht wenig erfreut, dieselben voll der schönsten Früchte zu finden, die den mahnenden Magen nicht allein befriedigten, sondern die Reisenden auch so stärkten und erquickten, daß sie beschlossen, gleich wieder aufzubrechen. Doch über den einzuschlagenden Weg wurden die Brüder nicht einig. Den älteren, Albrecht, veranlaßte seine Unruhe, Kampfeslust, Thatendrang, sich nach den westlichen Gegenden, wo seit Monden ein schwerer Krieg entbrannt war, zu wenden, während der jüngere, Friedrich, ein Freund der Natur, sich entschloß, in die vor ihm liegenden schön bewaldeten Berge einzudringen. Die Trennung erfolgte mit dem Versprechen, sich über ein Jahr an eben diesem Orte wieder zusammen zu finden. Trotz der Charakterverschiedenheit war namentlich für Friedrich der Abschied von seinem Bruder Albrecht kein leichter; er mußte nun, auf sich selbst angewiesen, seine eigenen Wege suchen, während er bis dahin meist der Führung des älteren Bruders vertraut hatte. Albrecht bestieg sein erholtes nnd erfrischtes Pferd und nach

einem letzten Händedruck sprengte er dem Westen zu, wo der wilde Krieg entbrannt war.

Friedrich nahm sein Pferd am Zügel und ging das Thal entlang. Der Bach schlängelte sich durch blumenreiche Matten, die wieder an den Höhenrändern mit früchtetragenden Bäumen eingefaßt waren, die Anhöhen selbst mit prächtigen Laubbäumen bestanden. Schmetterlinge gaukelten um die Blumen und Blüten, Vögel sangen und schmetterten ihre Lieder, Rehe, Hasen und anderes Wild tummelten sich friedlich in nächster Nähe, hoben ab und zu die Köpfe, um neugierig, ja selbst zutraulich den Wanderer anzuschauen. Je weiter Friedrich ging, je lebhafter wurde es um ihn, immer schöner und üppiger wurde das Thal; nur seinesgleichen war nicht sichtbar, keine Hütte bezeichnete das Dasein eines Menschen. In der Mittagszeit erquickte sich Friedrich an den herrlichen Früchten, sein Pferd an saftigem Grase. Aber das Fehlen jeder menschlichen Seele in diesem paradiesischen Garten, denn so war unbedingt das Thal zu bezeichnen, wurde ihm unheimlich, er bestieg daher sein Roß, um schneller weiter und zu menschlichen Wesen zu gelangen. Gegen Abend nach einem starken Ritt erreichte er das Ende des Thals. Vor ihm türmte sich eine Felsenwand, anschließend an die steil abfallenden Seitenberge, und obgleich das Dunkel der Nacht sehr schnell eintrat, so fiel ihm doch die Form der Felsen auf, die einer Burg mit Zinnen und Türmen ähnlich sahen, doch vermißte er Thüren sowie Fenster. Er legte sich schließlich zur Ruhe, da die weite Tagesreise ihn sehr ermüdet hatte. Trotz der Ermüdung verursachten

Träume verschiedenster Art einen unruhigen Schlaf; so sah er in demselben sich ein Thor in der Felswand erschließen, aus welchem ein langer Zug Jäger und Jägerinnen teils zu Roß, teils zu Fuß sich hervortummelte. An seinem Lager ging der Zug vorbei in das Thal, wo unter Hörnerklang ein lustig Treiben und Jagen begann. Die Gestalten, die Gewandung, die Waffen, selbst die Antlitze, die ihm meist freundlich zugewendet waren, entgingen ihm



nicht, namentlich fesselte ihn der Anblick einer lieblichen Jungfrau, die durch Geberde, Anstand, Kleidung, wie durch die ihr bewiesene Aufmerksamkeit ihrer Umgebung, die Führerin und Gebieterin des Zuges zu sein schien.

Eine Stunde mochte die Jagd und das Tummeln gedauert haben, als der Zug mit Beute zurückkehrte und in das geöffnete Thor einzog, welches mit Dröhnen sich

hinter den letzten Jägern schloß. Friedrich erwachte, rieb sich die Augen, sah in dunkeln Umrissen sich die Felsen am Himmel abzeichnen, jedoch war es still um ihn her, nichts regte sich; und sich auf die andere Seite kehrend, schlief er ohne weitere Träume bis an den hellen Morgen.

Die Lebhaftigkeit seines Traumes beschäftigte ihn gar zu sehr, so daß er beschloß, die Felswand und die Umgebung genau zu untersuchen. Die Ähnlichkeit der Felsen mit Burgen und hohen Gebäuden trat immer deutlicher hervor, aber nur in ihren Umrissen, denn keine Thür, kein Fenster, keine Luke war sichtbar; auch der Erdboden, auf welchem ihm im Traume der Jagdzug vorübergekommen, war ohne Spuren, nicht das geringste Merkmal war zurückgeblieben, und schon wollte er einen andern Ausgang aus dem Thale aufsuchen, als ihm im Grase ein Ringlein entgegenblickte, das er aufhob und welches wegen seiner Kleinheit und Zierlichkeit jedenfalls einer Damenhand entfallen sein mußte. Da fiel ihm denn ein, daß er im Traum bemerkt hatte, wie jene anmutige Jägerin die Hand erhoben, nach ihm gewiesen und ihm dabei ein blitzender Schein aufgefallen, als wenn schimmernde Ringe die Hand bekleidet hätten. Den Fund barg er in seinen Kleidern, da er für seine Finger zu klein, doch beschloß er noch weiter die Umgebung zu erkunden, da sein Traum eine andere Gestalt angenommen, aber alles Suchen, Tasten, Drücken und Drängen brachte ihm keine Öffnung an der Felswand; der Abend kam heran, aber all' sein Mühen war umsonst. Er legte sich auf dieselbe Stelle zur Ruhe, wieder begannen Träume und Visionen ihn zu beschäftigen, wieder öffnet-

sich ein Thor in der Felswand, wieder sprengte der Jagdzug an ihm vorüber, genau erkannte er die Führerin, die freundlich lächelnd nach ihm wies, ja das Flimmern der Ringe und von Spangen an Hand und Arm war genau sichtbar, wieder kehrte der Zug mit Beute beladen zurück und mit dem letzten Jäger schloß sich dröhnend das Thor. Da erst erwachte Friedrich, noch hörte er den Schall von dem geschlossenen Thor, selbst Töne der Waldhörner, die in dem Zuge laut erklungen waren, schienen in der Ferne zu verschwimmen. Er erhob sich, eilte auf die Stelle, auf welcher die anmutige Jägerin nach ihm gewiesen, und obgleich finstere Nacht, so leuchtete ihm wieder ein Ringlein aus dem Grase entgegen, ähnlich dem gestrigen, und wenn auch etwas größer, doch selbst noch für den kleinen Finger zu klein. Friedrich steckte den Ring zu sich, begab sich zu seinem Lager zurück und schlief trotz der Erregung bald wieder ein. Der anbrechende Tag bewog ihn, sich wieder auf genaue Untersuchung des Felsens einzulassen, doch alles Spähen und Suchen nach einem Eingange blieb abermals vergebens, und so beschloß er, in nächster Nacht sich nur schlafend zu stellen, das Niederfallen eines ferneren Ringes abzuwarten und dann mit den Jägern in das geöffnete Thor einzudringen.

Umgürtet mit seinem Schwerte lag er des Abends auf seiner alten Lagerstätte und harrte der Ankunft des Jagdzuges. Er kämpfte mit aller Kraft gegen den Schlaf, jedoch vergebens; wenn auch nicht wirklicher Schlaf, so bemächtigte sich seiner doch eine solche Betäubung und Unfähigkeit ein Glied zu rühren, daß er bei

Annäherung des Zuges keine Bewegung auszuführen, geschweige sich zu erheben vermochte. Dieses Mal fiel auch erst der Ring bei der Rückkehr von der Jagd bis in die Nähe seines Lagers. Da vermochte er die Hand auszustrecken, mit dem Ergreifen des Ringes, der dem kleinen Finger paßte, kehrte Beweglichkeit und Kraft in seine Glieder zurück, mit wenigen Sätzen holte er das Jagdgefolge ein und drang mit ihm gleichzeitig in das Thor, das beim Eintritt der letzten Jäger mit Getöse zuschlug.

Ein Garten, wie er ihn nie schöner gesehen hatte, breitete sich vor den entzückten Blicken Friedrichs aus, doch wie erstaunte er, als Jäger, Jägerinnen, Pferde, Hunde allmälig zusammenschrumpften und sich seinen Blicken nach wenigen Minuten eine große Käfergesellschaft darbot, die ins Gebüsch und auf Blumenbeete sich zurückzog und dort ein Leben und Treiben der wunderlichsten Art begann. Hier gesellten sich Hirschkäfer, dort Rüssel-, Mond- und Maikäfer zusammen und begannen ein ritterliches Turnier; hier führten Gold- und Lilienkäfer ein zierliches Menuet auf, zu welchem die Ceratumbyx die Musik machten, dort tummelten Rosen- und Marienkäfer in und auf den Blumendolden und versuchten sich in Turnkünsten. Diesem Spielen und Treiben schaute die Führerin der Jagdgesellschaft aus einem Lilienkelch, als reizendes Elfchen, im Goldkäferkleide und mit einem goldenen Krönchen geschmückt, freundlich und ab und zu ermunternd, zu. Friedrich stand wie bezaubert, schaute entzückt auf die Blüten- und Blumenpracht, auf das Leben und Treiben auf und unter denselben und hatte nicht bemerkt, daß ein großer, grimmiger Bär daher

getrottet kam, sich dem erbeuteten Wilde näherte, ein feistes Reh wählte und mit demselben, ohne Friedrich auch nur zu beachten, sich in eine nicht zu weit entfernte Höhle zurückzog. Erst, als der Bär behaglich brummend sich die Beute anschaute, erwachte Friedrich aus seiner Entzückung und wollte mit seinem Schwerte auf denselben zustürzen. Doch da Herr Braun friedlich erschien und sich gar nicht um ihn kümmerte, ließ er ihn ruhig seines Weges ziehen. Friedrich war über die Gleichgültigkeit des Bären, und der Käfer, besonders aber der Thorhüter und Schließer, zweier gewaltiger Riesen, die ihn unbeachtet eingelassen hatten, verwundert. Letztere schienen ihn auch nicht zu bemerken, als sie sich die Wildreste holten, sondern schritten mit dem Wilde zu einer Halle zurück, die neben dem Thore im Felsen sich als ihre Wohnung erwies. Nur einzig und allein die Elfe im Lilienkelche schien ihn zu beachten, denn ihre freundlichen, ermunternden Blicke begegneten den seinigen und schienen ihn aufzufordern, sich ihr zu nähern. Dieses that er denn auch und bat dann um Aufklärung über den ihn umgebenden Zauber und namentlich, weshalb er von dem Bären wie von den Riesen unbeachtet geblieben wäre. Letzteres erklärte ihm die Elfe von dem Ringe an seinem Finger herrührend, der ihn für alle andern, außer für sie, unsichtbar mache, doch möge er seine Sprache dämpfen, damit er nicht gehört und dadurch verraten werde. Friedrich folgte der Einladung, sich niederzulassen, und die Elfe begann im Flüstertone ihm die Aufklärung der übrigen Verzauberung zu geben.

„Mein Vater herrschte als mächtiger König diesseits der in weiter Ferne sichtbaren Berge und regierte sein Volk mit Gerechtigkeit und Milde; er machte das Land reich und blühend durch Beförderung des Handels und der Kultur des Bodens Dieses neidete ihm ein jenseits der Berge wohnender König, der ein entgegengesetztes System, das des Aussaugens und Anhäufens eigener Schätze beobachtete, sein Volk drückte, sich statt gewissenhafter Ratgeber — der Alchymisten und Zauberer bediente; um seinen Lüsten und seiner Raubgier zu fröhnen, nach und nach eine Menge Talismane und Zaubermittel ansammelte, so daß er mit Hilfe derselben seine Nachbarkönige sich tributpflichtig machte; diejenigen, welche ihm nicht dienstbar werden wollten, durch seine Zaubermittel zu zwingen wußte, sie dann jahrelang in die entstellendsten Gestalten verwandelte, bis sie endlich, durch Qualen verschiedenster Art mürbe, sich seinem Willen fügten. So hatte Albat, so hieß der Zauberer-König, jahrelang mit ihrem Vater, dem Könige Milder, gestritten, um letzteren unter seine Botmäßigkeit zu bekommen; doch war König Milder treulich durch gute Feen geschützt, die sich in seinem blühenden Lande gar zu gern, wenn auch nur vorübergehend, aufhielten. Da vor einem Jahre hatte Albat die Abwesenheit der Feen, die ihre alle hundert Jahre wiederkehrende große Versammlung und Beratung in dem paradiesischen Lande Kaschmir abhielten, benutzt, war mit seinen Zaubermitteln, Helfershelfern und einem Heere von Riesen, die er sich als Trabanten hielt und die er auf der ganzen bewohnten Erde rekrutierte, unversehens in ihres Vaters Land eingerückt, hatte das in Eile ge-

sammelte Heer ihres Vaters besiegt und mit seinen Zaubermitteln die ländliche Bevölkerung in Tiere des Feldes und Waldes und die Städter in Käfer und Schmetterlinge verwandelt. Ihrem Vater hatte der Zauberer die Gestalt eines Bären gegeben, desselben, den Friedrich vorhin gesehen. Sie und ihr Hofstaat hatten nur durch Talismane der Feen, die ihr als Patengeschenke von diesen gemacht worden waren, so viel Macht behalten, wenigstens eine Stunde der Nacht in ihre ursprüngliche Gestalt zurückzukehren, aber dann mußten sie leider hinaus, um für die Thorwächter, die Riesen, und für ihren Vater einige Stück Wild zu erlegen und herbeizuschaffen. Sie sage, leider, denn es sei unendlich schwer, die in Tiere verwandelten Landleute von dem wirklichen Wilde zu unterscheiden, es sei im Eifer der Jagd oft ein Irrtum vorgekommen und statt des wirklichen Wildes ein verwandelter Unterthan erlegt, was dann jedesmal für den Vater einen Trauer- und Fasttag abgebe. Durch die Geschenke der Paten und deren noch dauernde Unterstützung sei ihre Gestalt nur einer Verkleinerung unterworfen, sie besitze auch Amulette und Talismane, doch niemand der Ihrigen könne dieselben anwenden, da der Gegenzauber des fürchterlichen Albat zu kräftig sei. Nur ein Fremder, der sich nur selten zu ihnen verirre und dann immer schnell wieder entfliehe, könne sich der Talismane mit Erfolg bedienen. Er, Friedrich, habe allein Mut und Ausdauer bewiesen, auf ihn setze sie all' ihre Hoffnung, bereits hätten bei ihm die Ringe ihre Kraft bewiesen, sie frage ihn daher — ob er ihr und den Ihrigen behilflich sein wolle, sie aus der Verzauberung zu

befreien. Ihre Dankbarkeit würde eine grenzenlose sein, dabei sah sie ihn so bittend und herzbezaubernd an, daß Friedrich sich sofort bereit erklärte, ihr seine Hilfe angedeihen zu lassen, ja, wenn es sein müsse, sein Leben für sie einzusetzen.

Milda, so hieß die Prinzessin, belehrte ihn nun über die Kräfte der ihm anvertrauten Ringe, erstens die der Unsichtbarkeit, dann der körperlichen Stärke, ferner der Unverwundbarkeit und mit diesen Kräften könne er den Zauberer Albat besiegen, da überdies die Unterstützung der Feen ihm sicher wäre. Albat käme in jeder Woche einen Tag zu ihnen, quäle sie selbst dann mit allerhand Anträgen, den Vater und die andern mit Martern und Foltern der Seele und des Körpers. Zwar wäre der Zauberer unverwundbar bis auf eine Stelle des Kopfes, die durch einen Büschel brennend roter Haare gekennzeichnet sei, doch trage er stets einen gewaltigen Helm zum Schutze dieser Stelle des Hauptes. In einigen Tagen müsse Albat wiederkehren und wolle Friedrich den Zauberer bekämpfen, so wäre keine Zeit zu verlieren, er müsse sich mit ihrer Pate, der Fee Melinde, die in der Nähe wohne, sofort in Verbindung setzen, mit deren Hilfe er sicher siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würde. In der Nacht könne er mit dem Jagdzuge ins Freie gelangen, müsse dann sein Pferd besteigen, das Thal entlang eilen und am Ausgange desselben gegen Sonnenaufgang in ein anderes Thal einbiegen, wo er die Fee Melinde an der Quelle des dort durchfließenden Baches in einem herrlichen Parke und prächtigen Schlosse finden würde.

Sie würde ihm die nötigen Ratschläge bereitwillig erteilen.

Gesagt, gethan; am Abend schlüpfte Friedrich mit dem Jagdgefolge durch das Felsenthor, sattelte sein treues Roß, dem die Strapazen der Wüstenreise nicht mehr anzusehen, nahm Abschied von der liebreizenden Prinzessin und eilte auf dem beschriebenen Wege zu der Fee Melinde, die ihn freundlich empfing und ihm gern und freudig ihre Hilfe versprach. Sie riet nun Friedrich, er möge in das Thal des Wildes, wie sie es nannte, zurückeilen, um in der nächsten Nacht mit dem Jagdgefolge wieder den Eingang durch das Felsenthor in den Zaubergarten zu erlangen, da der schändliche Albat an dem darauf folgenden Tage, wie sie genau wisse, wieder seinen Quälgang abhalten würde. Die gütige Fee beschenkte unsern Ritter noch mit einer Blume, die ihn noch mehr gegen den mächtigen Zauberer schützen sollte, da der Duft derselben bewirke, daß Albat seine Gegenwart weder riechen noch hören könne. Sie riet ihm ferner, er solle sich beim Beginn des Tages in der Nähe des alten Bärenkönigs aufhalten, dorthin käme Albat gewöhnlich zuerst, um durch die ausgesuchtesten Quälereien und Verhöhnungen den alten König zu peinigen. Hier würde sich bei Ankunft des Zauberers ein mächtiger Adler aus der Höhe auf den Helm stürzen, diesen erfassen und in die Höhe heben, diesen Moment müsse Friedrich eiligst benutzen, um mit seinem Schwerte die verwundbare Stelle seines Kopfes zu treffen, dann sofort, wenn Albat taumele, demselben eine Tasche mit den so kräftigen Zaubermitteln, die der Zauberer stets an seinem Halse berge, entreißen, um im

Falle einer nur augenblicklichen Betäubung dem Schrecklichen jede Macht zu benehmen. Unser junger Ritter versprach genau die Vorschriften der gütigen Fee zu befolgen, verließ, durch ein herrliches Mahl gestärkt, den wunderbar schönen Aufenthalt und eilte in das Wildthal zurück, wohin sein Herz ihn mit aller Macht zog, da die Prinzessin durch ihren Liebreiz es ihm bereits angethan; er liebte sie mit der ersten Liebe eines reinen, unverdorbenen Herzens. Die Nacht erschien, mit ihr Milda, ihn freudig begrüßend, mit ihrem Gefolge, und nach einer kurzen Jagd eilte Friedrich mitsamt den Jägern durch das Felsthor in den Zaubergarten.

Am frühen Morgen suchte Friedrich die Höhle des Bärenkönigs auf, der betrübt in derselben lag, denn ihn bangte vor der Ankunft des schrecklichen Albat. Friedrich nahm eine Stellung vor der Höhle auf einem Felsblock ein, um aus der Höhe einen wuchtigen Hieb führen zu können, und das war notwendig, denn als mit der Morgensonne Albat erschien, so fand er ihn von so bedeutender Größe, daß er sonst kaum den Kopf erreicht hätte. Obgleich Friedrichs Herz pochte, als der Riese in seine Nähe trat, so kräftigte ihn ein Blick aus dem Auge der lieblichen Milda, die ihn aus einer Tulpe des vorliegenden Blumenbeetes liebevoll ermunternd anschaute. Er benutzte sein Schwert gar gut, denn als Albat so nahe war, daß er ihn beinahe berührte, und der niederfliegende Adler den Helm des Riesen gelüftet hatte, sauste dasselbe auf den roten Haarbüschel hernieder und einer gefällten Tanne gleich sank das Ungeheuer zu Boden, mit seinem schwarzen Blute, das der Wunde

entquoll, den Erdboden tränkend. Doch blieb Friedrich nicht auf halbem Wege stehen, denn kaum lag das Ungetüm am Boden, als er auch mit einem Sprunge die Tasche ergriff, nach der bereits die Hände des Sterbenden suchten. Er löste den um den Hals befestigten Riemen mit einem zweiten Schwerthieb und hatte kaum die Tasche in seinen Händen, als ringsumher Jauchzen und Freudenrufe ertönten. Mit einem Schlage war der Zauber des entsetzlichen Albat gebrochen. Ritter und Damen, Städter und Landleute drängten sich in unabsehbaren Mengen um ihren alten König, der, als ein würdiger Greis auf einem Throne sitzend, sein geliebtes Kind in seinen Armen haltend, dem Erretter aus aller Not, dem treuen und mutigen Ritter Friedrich aus Dankbarkeit die Mitregentschaft in allen seinen Landen anbot, auch gern den Bitten Friedrichs und seiner Tochter Milda nachgab, sie beide zu einem treuen und glücklichen Zusammenwandeln auf ihrer Lebensbahn zu vereinigen.

Bei den nun folgenden Hochzeits- und Freudenfesten fehlte die gütige Fee Melinde nicht, die das junge Paar reichlich mit segenbringenden Geschenken erfreute und ihre Hilfe demselben für alle Zukunft versprach.

Noch war das Jahr nicht zu Ende, als ein kleiner Prinz die glücklichen Eltern erfreute, und wie wurde diese Freude erhöht, denn an dem letzten Tage des Jahres der Trennung von seinem Bruder Albrecht, gerade als die Taufe des jungen Prinzen stattfinden sollte, erschien Albrecht, das Versprechen lösend, sich in Jahresfrist an der Trennungsstelle wieder einzufinden.

Der Segen des alten Vaters der beiden Brüder war

auch an Albrecht nicht spurlos vorübergegangen. Albrecht war ein anderer Mensch geworden, seine Leidenschaften hatten sich in den Kriegen und Kämpfen ausgetobt, er war ein tüchtiger, umsichtiger, aber auch mild denkender und handelnder Heerführer geworden, der dankbar das Vertrauen ehrte, das der alte König, durch Übergabe der Statthalterschaft in entfernten Provinzen des großen Reiches, in ihn setzte. Natürlich hatte Albrecht eine Patenstelle bei seinem kleinen Neffen gern angenommen und soll bei der Fee Melinde, die mit ihm gleichzeitig Pate war, keinen üblen Eindruck hinterlassen haben, denn Melinde befand sich bereits in einem Alter, in welchem selbst Feen ans Heiraten denken sollen.

Daß an den alten Ritter, den Vater Friedrichs und Albrechts, gedacht und dessen Not und Armut ein Ende gemacht wurde, versteht sich von selbst. Noch heute, nach vielen Jahrhunderten, werden in dem blühenden Lande die Namen von Friedrich und Milda mit dankbarer Erinnerung genannt.

Die Graumännchen.

Im Westen der Provinz Sachsen zieht sich ein Höhenzug, das Eichsfeld, von Südwesten nach Nordosten. Heute ist dieser Höhenzug infolge der Entholzung jedem rauhen Luftzuge ausgesetzt und wohl der ärmste Landfleck der sonst so reichen Provinz.

Vor dem dreißigjährigen Kriege waren diese Höhen noch mit schönem Walde bestanden und nur in wenigen Thälern wohnten zufriedene Menschen, deren Arbeit ihren Lohn fand. In dem genannten Kriege begann die Entholzung dieser Berge, denn der Wald bevölkerte sich mit Flüchtlingen aus den durch den Krieg heimgesuchten Ebenen. Die geflüchteten Menschen wollten leben, der Wald fiel, der Boden wurde urbar gemacht und diese von den Kriegsheeren gemiedene Gegend bevölkerte sich allmählich.

So flüchtete auch die Familie Gerhard, aus Mann, Frau und einem zwölfjährigen Töchterchen, mit Namen

Anna, bestehend, mit den ihr gebliebenen Resten des früheren günstigen Wohlstandes in die Wälder. Vater Gerhard erwarb ein Stück Waldland, baute die nötigen Gebäude, machte nach und nach dasselbe urbar und lebte bei harter Arbeit, wenn auch kärglich, doch, gegen die Banden der Kriegsvölker gesichert, zufrieden auf seiner Ackerscholle. Frau und Tochter mußten mit Hand anlegen und war letzterer die Obhut zweier Kühe und einiger Schafe und Ziegen anvertraut. Anna mußte aber auch bei Bereitung der Mahlzeiten helfen und schließlich diese Arbeit allein übernehmen, da die Mutter in dem Felde und bei Rodung des Waldes thätig sein mußte.

So hatte Anna das vierzehnte Lebensjahr erreicht und war ein blühendes und braves Kind, das den Eltern in Liebe ergeben war und treu seinen Pflichten nachkam. Trotz der mannigfaltigen Arbeiten hatte Ännchen doch noch Zeit, ab und zu ein Stündchen in dem angrenzenden Walde den Pilzen und Beeren nachzugehen, und brachte manche schmackhafte Mahlzeit heim. So hatte sie eines Tages außer den Beeren auch ein Rehkälbchen nach Hause gebracht, das sie halb verschmachtet neben der Leiche seiner durch einen Pfeil getöteten Mutter auffand. Anna pflegte das Tier, hatte die Freude, daß dasselbe gedieh, und sich so einen treuen Begleiter auf allen ihren Wegen herangezogen. Jeden Sonn- und Festtag nahm die Mutter die häuslichen Angelegenheiten in ihre Hände und Anna hatte Zeit, mit ihrem Lieblinge, dem Reh, durch Feld und Wald zu streifen.

Eines Sonntags nun hatte Ännchen mit ihrem Reh das Haus verlassen, um nachzusehen, ob auf der Sonnen-

seite der Berge vielleicht schon Erdbeeren der Reife entgegen gingen; sie wanderte einen Weg zu dem Südabhange der bewaldeten Berge. Als sie in den Wald

eintrat, in welchem abgeholzte Stämme bereits den Anfang einer Rodung bezeichneten, sah sie auf einem dieser Stämme ein altes, eisgraues Männchen, halb so groß wie sie selbst, sitzen, das recht betrübt aussah. Unsere Heldin grüßte

und wollte vorübergehen, als das Männchen, es war ein Heinzel- oder Wichtelmännchen, sie anredete und sie fragte, ob sie ein Essen kochen und zubereiten könne. Als Anna dieses bejahte, bat das Männchen so beweglich und so dringend, sie möge sich seiner und seiner Kameraden erbarmen, sie hätten seit einigen Tagen nichts gegessen, da ihnen ihre alte Köchin gestorben wäre. Bald war Anna von mehreren dieser alten Männchen umgeben, die überall hinter Klötzen, Büschen und aus Erdspalten hervortauchten, und alle baten sie dringend, so daß sie, da nun auch zu ihrer größten Verwunderung noch ihr Reh zu sprechen und zu bitten anfing, bald nachgab und, im Triumph von der ganzen Gesellschaft begleitet, in eine Höhle geführt wurde. Hier fand sie noch mehr der alten Männchen, einige aber schon recht schwach vor Hunger, aber, was die Hauptsache war, sie fand Mehl, Erdäpfel, ja sogar Fleisch vor. Bald loderte ein Feuer auf, Töpfe und Tiegel kamen in Bewegung und wurden gefüllt ans Feuer gestellt, so daß nicht lange darauf sich ein angenehmer Speisenduft verbreitete, den die hungrigen Männchen gierig einsogen. Ännchen hatte es dabei leicht genug, denn sie durfte nur nach irgend einer Zuthat fragen, so wurde dieselbe ihr gereicht, ja, Wasser, Holz, kurz und gut, was sie nur irgend brauchte und wünschte, wurde ihr gereicht und zugetragen. So dampfte in nicht zu langer Zeit eine gute, kräftige und schmackhafte Mahlzeit in silbernen Schüsseln auf einem langen Tische, den die Männchen aufgestellt hatten. Jetzt läutete eine Glocke. Da strömten aus der Tiefe der Höhle noch beinahe an hundert kleine alte Männchen herbei; und wie erhellten

sich die grämlichen Gesichter, als sie den Speisetisch hergerichtet fanden! Jeder holte sein silbernes Tellerchen und sein Besteck, aus Löffel, Gabel und Messer bestehend, hervor, und nun ging es an ein Tafeln, aber die Speisen mundeten ihnen auch, das sah man an den fröhlichen und zufriedenen Mienen. Ännchen wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, aus dem vorhandenen Mehl teigte

sie sogleich zu Brot ein, sie buk es und es geriet prächtig. Da fiel ihr denn auch der Vorrat der Milch im elterlichen Hause ein, wie diese den ausgehungerten Männchen munden würde, und sie äußerte dieses so halb laut für sich; da stand das Reh vor ihr und erbot sich zum Botendienst, in einem halben Stündchen sei es wieder da. Da erst fiel es Ännchen ein, ihr Reh zu fragen, wie es dazu käme, mit einemmal sprechen zu können. Das Reh

antwortete in wenigen Worten, daß diese Erdmännchen bedeutende Kräfte und Mittel besäßen und namentlich sich die Tiere des Waldes dienstbar machen könnten, denselben Sprache und Verstand gewähren, ja selbst ihnen andere Gestalt, sogar die menschliche, verleihen könnten. Zu weiteren Erörterungen war keine Zeit, Ännchen schrieb mit Kohle auf ein Stück Holz nur das Wort „Milch", band dem Reh einen Blecheimer um den Hals, und wie ein Pfeil rannte das Tierchen dahin. Kaum nach einem halben Stündchen war die Milch da, dieselbe wurde aufgekocht und samt dem Brote auf den Tisch gestellt. Wie erhellten sich die Gesichter der Alten, die so selten ihnen gespendete Milch mundete ihnen vortrefflich und alle sahen mit dankbaren Blicken auf das behende. fleißige und verständige Kind.

Doch die Zeit verstrich und Ännchen mußte an den Rückweg denken, um die Ihrigen nicht durch zu langes Ausbleiben zu beunruhigen; sie erklärte dieses den Alten, die ihr zunickten, sie aber gleichzeitig baten, auf ein paar Stündchen am nächsten Tage wiederzukehren und ihnen wieder ein Mahl zu bereiten Ännchen versprach es, wenn die Eltern es erlauben würden, und verabschiedete sich für heute. Da trat der Alte, der sie zuerst an dem Wege angesprochen, zu ihr, überreichte ihr ein funkelnagelneues Goldstück und erklärte ihr, daß dieses ihr jedesmaliger Lohn sein solle. Ännchen dankte freudig und eilte mit diesem so reichen Geschenke und ihrem Reh der elterlichen Wohnung zu. Unterwegs sprach sie zu ihrem Reh, wartete aber vergebens auf Antwort, dasselbe

wandte nur den Kopf bezeichnend nach der Höhle, als wollte es sagen „nur dort ist mir die Sprache vergönnt."

Bei den Eltern angekommen, erhielt Änncheu gern die Erlaubnis, den täglich nur einige Stunden währenden Dienst zu übernehmen, umsomehr, da sie denselben die reichliche Belohnung übergab mit dem Bemerken, daß ihr jedes Mal eine solche versprochen sei.

Außer dem täglichen Goldstück hatten die Graumänner zum Schutz gegen böse Witterung Anna auch noch einen Mantel mit Kapuze geschenkt, der Regen, Kälte und Schnee abhielt. So endete das erste Jahr zu aller Zufriedenheit; die Graumännchen sahen alle wohl und vergnügt aus, Anna wuchs und gedieh und war durch ihr zuvorkommendes Wesen überall beliebt, das Reh, ihr steter Begleiter, war in der Höhle namentlich eine treue Hilfe. Im zweiten Jahre schenkten die Alten ihrer Pflegerin schon mehr Vertrauen, sie führten sie in das Innere der Berge, wo sie ihre Wohnungen hatten, und wie staunte Anna über den Reichtum und die Pracht, über die hohen Räume und Gemächer aus Silber, Gold und Edelstein; namentlich zeichneten sich ihre Versammlungs- und Beratungszimmer aus, in denen alles in tausend Farben blitzte und funkelte. Ein hohes Thor blieb aber vor ihr verschlossen, nur leise wispernd zogen noch die Männchen an demselben vorüber. Die größte Freude für Änncheu war aber bei Beendigung des zweiten Dienstjahres, daß ihr Reh in ein liebliches Mädchen, in gleichem Alter mit ihr, verwandelt ward, denn ein Rehjahr wurde als fünf Menschenjahre gerechnet, das wurde nun ihr eine treue Freundin und Helferin. Ihre Freundin, die sie als Rehchen Käthe genannt, behielt

auch diesen Namen als Mädchen, und Anna wie Käthchen waren ein Herz und eine Seele. Käthchen behielt aber ihre Geschwindigkeit und dieses kam den Mädchen bei ihrer Küche sehr zu gute, denn Käthchen besorgte die Botendienste, um manche Zuthaten und Gewürze aus dem nicht zu weit entfernten Orte Heiligenstadt zu besorgen. Die Eltern von Ännchen nahmen die liebliche, schnellfüßige Käthe freundlich auf, da dieselbe überall behilflich war und ihr die Arbeit schnell von den Händen ging. Ännchen brachte nach wie vor täglich ihr Goldstück, welches der Vater, der ein guter Rechner und Verwalter war, zum Ankauf von Grund und Boden anlegte und dabei aber dem Wunsche der Graumännchen gemäß den Wald, in welchem der Eingang zu ihrer Höhle lag, sehr pflegte und durch neue Pflanzungen ergänzte.

So neigte sich das dritte Jahr zur größten Zufriedenheit aller zu Ende, als eines Tages unsere Anna die Graumännchen in bedeutender Aufregung fand, doch keineswegs aus trauriger Veranlassung; sie erfuhr bald den Grund. Als die Mahlzeit beendet war, rüsteten sich die Alten alle zu einem Zuge in ihre Beratungsgemächer, sie luden Ännchen mit ein, die heute, da Käthe unterwegs, allein die Küche besorgt hatte. In dem kostbaren Raume angekommen, erfuhr nun unsere Heldin die Bedeutung des Thores und der Stille, die stets vor demselben geherrscht hatte. Vor fünf Jahren hatten einige der Grauen in einem recht kalten Winter einen jungen Menschen nicht weit von der Stelle, an welcher Anna ihre Bekanntschaft gemacht, erstarrt gefunden. Sie hatten denselben aufgenommen, an seinen Kleidern, einigen Kleinodien und

verschiedenen Papieren, die sie an und bei ihm fanden, als den Sohn einer ihnen befreundeten Grafenfamilie erkannt.

Hier zur Aufklärung, daß die Graumännchen, auch Wichtel- oder Heinzelmänner genannt, in vielen Familien durch Jahrhunderte segenbringend gewirkt, von diesen verehrt und in ihrem stillen Wirken und Eingreifen nie gestört wurden und dadurch eine wirkliche, gegenseitige Freundschaft entstand.

Nun, dieser erstarrte junge Graf war, wie Vater Gerhard, nachdem sein Vater, der alte Graf, in der Verteidigung seiner Habe und seines Gutes ermordet, die Mutter hatte er schon vor mehreren Jahren verloren, als letztes Familienglied in die Berge geflüchtet, ermattet im tiefen Schnee niedergesunken und erfroren.

Alle Wiederbelebungsversuche seitens der Graumännchen blieben fruchtlos und auf den Rat einer benachbarten mächtigen Fee, an die die Alten sich wendeten, hatten sie den Erstarrten in eine Halle gebracht, in der derselbe fünf Jahre ungestört liegen müsse, um dann vielleicht wieder ins Leben gebracht werden zu können.

Sie hatten dieses gethan, die Halle dann durch das mächtige Thor geschlossen, und die größte Stille in der Nähe desselben beobachtet. Nur eins hatten sie Ännchen verschwiegen: daß das Erwecken des nur Scheintoten nur durch Erwachen der Liebe und dann durch einen Kuß einer Jungfrau, was derselben aber nicht verraten werden dürfe, herbeigeführt werden könne.

Das Thor wurde geöffnet und Anna bedeutet, zuerst in die Halle zu treten. Unter einer ewigen, matt leuchtenden Ampel lag auf einem Paradebette ein bildschöner Jüngling,

wie schlafend, die Wangen gerötet, die breite Brust sich in langsamen Atmen unmerkbar hebend. Anna blieb wie gebannt stehen. Sie hatte keinen Blick für die wundersame Pracht der Halle, nur auf dem prächtigen Jungen ruhte ihr Auge. Ihr Herz fühlte ein leises Beben und wie von einem Magnet gezogen, näherte sie sich demselben, hatte ihre ganze Umgebung vergessen, trat an das Bett, beugte sich nieder und drückte einen leisen Kuß auf des Jünglings Lippen. Wie erschrak aber das liebliche Mädchen, als der Jüngling die Augen öffnete, verwundert auf die blühende Maid blickte und sich nun ein lauter Jubel der Graumännchen erhob, die bis dahin atemlos dem Vorgange zugeschaut. Mit Purpurröte übergossen legte Anna ihre Hand in die Hand des Jünglings, die derselbe mit flehendem Blicke ihr entgegenstreckte. Er erhob sich, stürzte dann vor Anna auf die Kniee und bat mit rührenden Worten, diesen schönen Traum ihm ewig zu erhalten.

Was soll nun noch hinzugefügt werden? Des jungen Grafen Dank an seine Wohlthäter, das Erkennen des Vaters von Anna, als eines seinem Vater früher befreundeten Nachbarn, das Aufsuchen der Familienbesitzungen, die durch seine Wohlthäter, die Graumännchen, und durch einen benachbarten Fürsten vor dem gänzlichen Verfall gerettet waren? Alles geschah in kürzester Zeit, ebenso die Heimführung seiner geliebten Erweckerin, die reich beschenkt von ihren guten Graumännchen schied.

Der Vater Gerhard blieb in seinem neu gegründeten Heim, das nur eine kleine Tagereise von seinen Kindern entfernt lag. Käthchen blieb bei den Eltern und den guten

Grauen als Ersatz für Anna und füllte deren Stelle treu und rechtschaffen aus.

Die Nachkommen der gräflichen Familie leben dort noch heute und, wie es heißt, unter besonderem Schutz der Wichtelmännchen.

Die Johannisnacht.

Tief in größeren Waldungen lag ein einsames Forsthaus. Die Bewohner desselben waren der Förster Rehburg mit seiner Schwester Jakobine, einem ältlichen Mädchen, die dem Bruder die Häuslichkeit treulich besorgte und in der Wirtschaft beistand. Rehburg war seit mehreren Jahren Wittwer und hatte aus seiner kurzen, recht glücklichen Ehe einen Sohn, Hermann geheißen, der aber der Mutter Liebe und Sorgfalt nur bis zu seinem sechsten Jahre genoß. Dann starb sein geliebtes Mütterchen und er wurde zu deren Eltern in die viele Meilen entfernte Stadt genommen und dort erzogen. Nur in den Schulferien

war es ihm gegönnt, das väterliche Heim zu besuchen und sich dann in dem schönen Walde umherzutummeln, seinen braven Vater begleitend, der nicht allein ihn über Beeren, Pflanzen, Pilze und Tiere belehrte, sondern auch gediegene Lebensregeln in sein Herz pflanzte.

So wurde der Wald sein Lieblingsaufenthalt und wenn

der Vater nicht Zeit hatte, so war Hermann nach kaum verzehrtem Frühmahl mit dem alten Karo, dem Hühnerhunde, seinem mehrjährigen Freunde, oder mit einem gezähmten Reh, das mit großer Zutraulichkeit an ihm hing, hinausgegangen in den schönen, grünen Wald.

Das Reh namentlich war sein lieber Begleiter, das treue braune Auge, die anmutige Gestalt, die graziösen Sprünge ergötzten ihn, und fast an jedem Morgen trat das prächtige Tier lockend an Hermann heran, indem es ihn

durch Blicke und Sprünge dem Walde zu, zur Wanderung dorthin aufforderte. Unter den Bäumen begann nun erst das Leben des schnellfüßigen Begleiters, in weiten Sprüngen umkreiste es Hermann, in eleganten Sätzen übersprang es jeden Stubben und die niederen Büsche, wußte ihn weiter und weiter in den Wald zu locken und meist nach einer niederen Schonung, in welcher gar zu gern andere Rehe standen, die sich nach und nach an Hermanns Gegenwart gewöhnt hatten und ungestört mit dem zahmen Bruder ihre graziösen Spiele und Sprünge vollführten. Stundenlang konnte Hermann den niedlichen Tieren zusehen und teilte gern mit denselben sein Stück Brot, das er sich mitgenommen, welches er den Tieren zuwarf, das aber sein Matzchen sich stets aus seiner Haud abholte. Waren so einige Stunden vergangen, so rief Hermann seinen Matz und beide eilten befriedigt dem Forsthause zu, wo Vater und Tante seiner harrten.

Meist wurden diese Wanderungen des Morgens angetreten, doch oft auch gegen Abend, weil dann die in der Tageshitze ruhenden Tiere munterer waren und sich in größeren Mengen zeigten, und die Nachtigall, die Drossel, die Haidelerche ihre Lieder fröhlicher ertönen ließen.

So war auch der Johannisabend herangekommen. Der Tag war ein recht warmer gewesen und jetzt der Abend kühler, so recht einladend zu einem Umhertummeln im Waldrevier. Matzchen war unruhig und lockender denn je, so daß Hermann trotz der Vorstellungen der Tante, daß es an diesem Abend im Walde nicht geheuer sei, dennoch den Aufforderungen seines Lieblings nicht widerstehen konnte. Bald war die Lieblingsstelle, der

Tummelplatz der Rehe, erreicht. Der Wald tönte von dem Gesange der Vögel, das Tänzeln der Tiere war nie graziöser gewesen, auch Hasen und Kaninchen nahmen an gesonderten Plätzen teil. Hermann hatte sich auf einen Hügel begeben, um von hier aus genauer das Treiben beobachten zu können, sich schließlich hingestreckt, sog mit vollen Zügen die schöne Waldluft ein und ergötzte sich an dem Leben und Tummeln rund umher.

Da trat unbemerkt der Schlaf ein. Er mußte recht fest geschlafen haben, denn tüchtig gerüttelt erwachte er und dichte Finsternis umgab ihn.

Hermann rieb sich die Augen und allmählich erkannte er seine Umgebung, sah zu seinem Erstaunen einen jungen Mann neben sich stehen und hier und da in der Entfernung Lichter auftauchen, die sich ihm näherten und ihm den in seiner Nähe stehenden jungen Mann in einem rehfarbenen Anzuge, als einen alten Bekannten erscheinen ließen. Der junge Mann sah ihn aus seinen braunen Augen treuherzig, aber auch schelmisch an und fragte ihn: „Erkennst du nicht deinen Matz? Ja, ja, sieh mich nur nicht so verwundert an, ich bin es wirklich, es ist Johannisnacht und alles lebt heut um dich in Menschengestalt, um unserm Alten, dem Waldgeist, unsern Dank für seinen Schutz aussprechen zu können. Komm nur mit, auch dich kennt er schon, er hat oft unsichtbar dich beobachtet und dich bereits liebgewonnen."

Hermann sprang auf und in das treue Auge des Jünglings blickend, folgte er ohne Zagen der Einladung, obgleich er des Wunderbaren und Befremdenden genug um sich schaute. Der Wald erhellte sich immer mehr

und tausende und abertausende von Fackelträgern zogen nach einer Richtung, die auch sein rehfarbener Freund einschlug.

Bald gelangten sie an ein mit Erlen, Eschen und Birken bestandenes Moor, welches Hermann wohl kannte, das aber nie von ihm betreten wurde, da das Moor zwischen den Bäumen nicht beschreitbar und stellweise unergründlich war und er auch stets vom Vater gewarnt wurde, Versuche anzustellen, in dasselbe einzudringen, weil die größte Lebensgefahr damit verbunden war.

Jetzt aber drängten sich Massen kleiner und großer Menschen in langer Reihe auf einem Pfade, der fest genug war, um beschritten zu werden, und bald gelangten sie auf eine Insel, die vor ihnen sich ausbreitete nnd jeden Vergleich mit dem schönsten und bestgehegtesten Parke aushielt. Eichen, Buchen, Ulmen und Tannen jeder Sorte waren in Gruppen vertreten, denen sich niedrige Baum- und Buscharten anschlossen, alle in Blüte, in Moos-, Gras- und Blumenteppichen wurzelnd, in denen sich Gänge mit Sand- und Kiesarten bestreut hinzogen.

Die Bäume bildeten Lauben und Dome, die Büsche wieder Gehege und Spaliere, jede Form von Häusern und Pavillons war vertreten und dazu nun das Leben und Treiben beim Eintritt auf diese Insel. Die Fackelträger, die hier nach Millionen vertreten waren, bewirkten Tageshelle und in diesem wundersam schönen Lichte ordneten sich die Bewohner des Waldes zu einem festlichen Zuge.

Voran schritten große stattliche Herren und Damen in dunkelbraunem Gewande, die unverkennbare Ähnlichkeit

mit den edlen Hirschen hatten, dann folgten meist feiste Schwarzröcke, wohl die Wildschweine, hierauf die eleganten braunen Herren und Damen, die verwandelten Rehe, denen sich Hermann anschloß.

Hierauf folgten Züge in Grauweis, in Rot, die durch Wolf, Fuchs und Eichhorn ein starkes Kontingent lieferten, dann in unabsehbarem Troß Zwerge und Däumlinge, von letzteren viele unter Baldachinen und Schirmen, die leicht als die verschiedenen Pilzarten zu erkennen waren. Das Ganze zog unter Musikbegleitung verschiedener Chöre dahin. Die Fackelträger waren die Glüh- oder Johanniswürmchen, die Musikanten Grillen und Käfer, unter letzteren die Cerambyxe mit dem Waldhorn und die Hirschkäfer mit der Posaune sehr bemerkbar.

So wand sich der Zug mit Marschmusik durch die Gänge nach einem Hügel, der aus einem Blütenmeere sich erhob und von Riesen des Waldes umstanden war, die mit ihren belaubten Ästen über demselben ein undurchdringliches Dach bildeten und große Ähnlichkeit mit dem herrlichsten und prächtigsten Dome boten. Hierzu denke man sich das Funkensprühen der Tausende der Fackelträger zwischen Laub und Zweigen!

Hier saß nun der Waldgeist, ein majestätischer Greis, mit langem, wallendem Bart- und Haupthaar, letzteres mit einer Blätterkrone bekränzt, auf einer Bank von Moos mit Epheuranken durchwebt, alles besäet mit leuchtenden Sternen und Funkengewimmel. Sowie die Spitze des Zuges sich näherte, schwieg die Musik und ein lieblicher Gesang der Sängerchöre des Hains ertönte, während der

Greis freundlich mahnende und anerkennende Worte den verschiedenen Zügen spendete. Als Hermann mit seinen braunen Freunden herankam, winkte ihm der Greis näherzutreten.

Als der letzte Zug vorüber war, richtete der Alte freundliche und erhebende Worte an ihn, sich lobend über Hermanns Freudigkeit und Liebe fürs Waldrevier und dessen Bewohner aussprechend und ihn einladend, häufiger seine Wohnstätte aufzusuchen, für ihn wäre der Weg durch das Bruch zu jeder Zeit auffindbar. Auch über Hermanns Vater sprach sich der Greis anerkennend aus. Sie seien alte Bekannte und Freunde und sprächen sich ab und zu im Waldrevier, doch Besuche mache ihm der Förster nicht, da dessen Zeit zu sehr durch sein Amt und seine vielen Geschäfte in Anspruch genommen sei; Hermann möge den Vater grüßen, der ihm sicher die Erlaubnis gewähren würde, seinen alten Freund ab und zu aufzusuchen.

Hermann war glücklich und dankte mit freudestrahlendem Auge, verabschiedete sich ehrfurchtsvoll und suchte seine Freunde, die Braunröcke, auf. Hier hatte sich unterdes auf dem Gras- und Blumenteppiche ein heiteres Leben entfaltet. In den angrenzenden Waldlauben hatte man für Erquickungen gesorgt, und Hasenherren dienten als eifrige Kellner jedem Begehrenden, es hatten sich Musikchöre aufgestellt und in anmutigem Reigen schwebten die Paare dahin; Turniere der ritterlichen Herren, Jongleurkünste der Gewandten und Geschmeidigen, Glücksbuden mit im roten Kostüm prangenden schlauen Fuchsherren, allüberall ungestörter Frohsinn und ungetrübte Heiterkeit,

dabei Blumenduft und Waldesluft, herrliche Sängerchöre und unübertreffliche Einzelstimmen erquickten und erfreuten das Herz. Während dieser Zeit fanden nun Deputationen der verschiedenen Gruppen bei ihrem Schutzherrn Gehör, der die Wünsche und Klagen entgegennahm, hier schlichtete, dort Abhilfe versprach, da ermahnende und oft selbst drohende Worte aussprach; alle kehrten jedoch befriedigt, wenn auch manche zerknirscht, zurück.

Wie nun aber der Morgenstern sein erstes Licht ausstrahlte, bliesen die Trompeten zum Rückzuge und alles eilte in geordneten Zügen dem eigenen Heim entgegen. Hermann schloß sich wieder seinen speziellen Freunden an und erfuhr hier, daß dieses Zauberfest in jeder Johannisnacht gefeiert wurde, denn nur dann sei es ihnen vergönnt, in menschlicher Gestalt zu erscheinen, ihren Schutzgeist zu begrüßen und ihm zu danken. Beim Eintritt in den Wald war jedes wieder in seiner ursprünglichen Gestalt, und Matzchen stand als schlankes Reh, mit den treuen Augen seinen Herrn und Freund anschauend, vor demselben, der nun mit eiligen Schritten nebst seinem Gefährten den Weg nach dem Forsthaus einschlug, um die besorgten Seinigen zu beruhigen. Doch der Vater hatte geahnt, was seinem Sohne geschehen und fragte nur einfach: „Bist du bei dem Alten gewesen?“ Hermann bejahte die Frage und bestellte die Grüße. —

Hermann mußte nun wieder zur Schule, doch in den nächsten Ferien war sein erster Gang zu dem Waldgeist, und wie wunderte er sich, einen ganz gut zu passierenden Weg durch das Moor zu finden. Der Alte nahm ihn freundlich auf und war sichtlich über die treffenden

Antworten des jungen Hermann erfreut, ebenso über dessen Fragen über Tiere und Pflanzen des Waldes, die der Alte so erschöpfend und ausführlich beantwortete, daß dem gelehrigen Schüler neue Bilder und neue Ansichten über den schönen Wald aufgingen und er von jetzt ab ernster und beobachtender sein Waldheiligtum beschritt. Für Hermann waren es Festtage, wenn er den Alten besuchen durfte, denn sein Vater gestattete diesen Besuch nicht zu oft, da der Alte auch seine Launen und bösen Wunder hatte, in denen mancher Vorwitzige von demselben als Strafe eine verlängerte Nase oder Ohr davontrug.

So vergingen Jahre; verschiedene Male hatte Hermann sogar die Johannisnacht mitgefeiert und stets war ihm gegenüber der Alte derselbe Gütige und Belehrende gewesen. Wie hatten sich aber die forstlichen Kenntnisse Hermanns vermehrt? So, daß er bereits auf der Universität, auf der er das Forstfach studierte, durch seine tiefen Einblicke in das Naturleben des Waldes selbst seine Lehrer in Erstaunen versetzte.

Jetzt lehrt Hermann selbst an einer Hochschule. Seine Werke über das Tier- nnd Pflanzenleben gehören zu den besten der Neuzeit, und wie leuchtet sein Auge, wie beredt wird er, wenn er von einem Schülerkreise umgeben in seinen Waldhallen umherwandert.

Ob er noch heute Verkehr mit dem Alten hat? Ob er wohl noch ab und zu eine Johannisnacht dort feiert? Es weiß niemand; doch häufig ist er gern für sich allein im schönen, grünen Wald und sicher bringt er stets seinen Hörern Neues und Interessantes mit zurück. Mit Vor-

liebe macht er seine Gänge in Begleitung eines Hundes oder eines zahmen Rehes, wohl Nachkommen seiner Jugendfreunde. So nehmen wir denn Abschied von dem jetzt alten Hermann junior, der seinen Vater erst vor wenigen Jahren im Alter von fünfundachtzig Jahren verloren, mit dem Wunsche, daß es ihm vergönnt sein möge, noch recht lange in Rüstigkeit und Gesundheit — als der Hüter des schönen, grünen Waldes und seiner Bewohner — lehrend und begeisternd zu wirken.

Der Waisenknabe und die gütige Fee.

Es war in den letzten Tagen des Monats Juli. Glühende Sonnenstrahlen hatten in dem engen Felsthal des Gebirges, durch das ein Weg führte, eine ermattende Hitze hervorgerufen. Kein Tier, nicht einmal ein Vogel, regte sich, selbst die Zweige der Tannen, die an Abhängen und Ritzen sich mit ihren Wurzeln eingegraben und festgeklammert hatten, hingen welk herunter, strömten aber desto reichlicher den Harzduft aus.

Der Weg war wenig befahren und wohl nur streckenweise im Winter als Holzabfuhrweg benutzt, desto mehr war derselbe als Fußweg betreten, da er die nächste, wenn auch der steilen Berge wegen beschwerliche Verbindung über diese Berge nach dem jenseits belegenen Lande bewirkte. Müde und matt schlich ein blondlockiger, hübscher Knabe, mit einem Bündelchen in der Hand, den Bergen zu; suchend spähete sein Auge nach einer Erfrischung, keine Beere, kein Wasser war zu

erblicken. Immer schleichender wurde sein Gang, die Zunge klebte trocken am Gaumen, als er endlich etwas abseits vom Wege in einer Einbuchtung der Felsen aus einem dichten Gebüsch den Laut eines plätschernden Wassers vernahm. Eilig schritt er der so ersehnten Stelle zu und nach einiger Anstrengung gelang es ihm,

durch dichtes Unterholz hindurch zu dringen, und sein ermuntertes Auge erblickte ein aus einem Felsen hervorquellendes krystallhelles Wasser, das einige Fuß herabfallend sich in einem mit Blumen bedeckten Rasenteppich verlor. Der erste Durst wurde mäßig gelöscht, denn Anton, so hieß der etwa zehnjährige Knabe, hatte die

Lehren der Seinigen, „bei starker Erhitzung nur erst ein wenig zu trinken", sich wohl eingeprägt. Das Bündelchen enthielt außer etwas Wäsche noch ein Stück Brot und dieses, wie das schöne, frische Wasser, erquickte das ermattete Bürschchen, so daß es sich auf dem Rasen hingestreckt wohler und wohler fühlte und schließlich sanft entschlummerte.

Anton mußte ziemlich lange geschlafen haben, denn als er erwachte, stand die Sonne schon sehr dem Westen zu, doch fühlte er sich erquickt, sprang auf, wollte nur noch einen guten Trunk nehmen und dann seine Wanderung fortsetzen. Da plötzlich stand eine Dame in lichtem Gewande neben ihm, sah ihn aus ihren schönen, klaren Augen so recht wohlwollend an und fragte ihn nach seinem Wohin und Woher.

Anton sah die herrliche Erscheinung staunend an, aber der zum Herzen dringende Blick derselben sowie die teilnehmende Frage machten ihn schnell zutraulich und er erzählte, daß er in einem mehrere Tagereisen entfernten Orte zu Hause, wo seine teuern Eltern beide in kurzer Zeit gestorben seien, deren geringe Habe durch Krankheit aufgezehrt war, und er ohne alle Mittel, ohne teilnehmende Nachbarn und Verwandte, voller Verzweiflung am Grabe der Seinigen geweint und gehungert habe. Da sei ihm denn eingefallen, daß eine Schwester seiner Mutter in dem Lande jenseits des Gebirges an einen Glashändler verheiratet sei, und dahin wolle er wandern, bis jetzt habe er von guten Menschen ab und zu ein Stückchen Brot erhalten und

sei satt geworden, der himmlische Vater habe ihn in seiner großen Not auch an diese Quelle geführt, und er hoffe, daß mit des Herrn Hilfe seine Kräfte ausreichen würden, den Weg über die Berge zurückzulegen. Teilnehmend und eine Thräne im Auge hatte die Fee, denn eine solche war die liebliche Erscheinung, der Erzählung des armen Waisenknaben zugehört und fragte nun nach Namen und Aufenthaltsort der Verwandten; doch leider hatte Anton beides vergessen und wußte nur von Tante Minchen, der Mutter Schwester, zu berichten, er hoffe aber auf Gott und gute Menschen, dieselbe aufzufinden.

Die Fee Veilchenherz, so hieß dieselbe, machte Anton, nachdem sie ihn auf den weiten, beschwerlichen Weg, auf die Unsicherheit seines Suchens nach der Tante hingewiesen, den Vorschlag, mit ihr zu kommen, sie wolle, wenn er gut, gehorsam und fleißig sein würde, an ihm Mutterstelle vertreten und ihn zu einem tüchtigen, braven Menschen erziehen. Was konnte dem armen, abgehärmten Jungen erfreulicher kommen, als diese Einladung gegenüber der so unsichern Zukunft! Mit leuchtenden Augen sagte er zu und hing sich vertraulich an die Hand seiner neuen Mutter, die ihn mit so herzlicher Liebe eingeladen.

Durch eine Felsspalte, die neben seinem Lagerplatz hinter Gebüsch verborgen war, führte ihn die Fee in ein von himmelhohen Felsen begrenztes Thal, in welchem eine tropische Blumenpracht herrschte, doch überall Veilchen vorherrschend, dem Namen der Bewohnerin entsprechend, denn ihre Wohnung oder vielmehr ihr Palast lag an einem kleinen See in diesem Blumenteppich, von herrlichen Platanen beschattet. Nie hatte Anton Herrlicheres ge-

Die Bernsteinfee.

sehen, und wie staunte er, als sie näher herankamen, und der Palast aus Perlen mit Kristallfenstern funkelnd in der Abendsonne vor ihm lag. Dem Äußeren war auch das Innere entsprechend, überall eine Pracht und ein Luxus, wie er dieselbe nicht einmal in den Märchen des Orients gelesen hatte, die er von dem Pastorsohn seines Heimatsdorfes geliehen erhalten. Er wagte kaum, den spiegelglatten, in mattem Silber parkettierten Boden zu betreten.

Veilchenherz erfreute sich an dem Staunen ihres Adoptivsohnes und führte ihn durch mehrere Gemächer in eine Stube, die bereits für ihn eingerichtet erschien, denn außer der prachtvollen Einrichtung lagen schöne Kleider bereit, war in einer Nische eine Badeeinrichtung, standen in einem Schranke schöne Bücher, ja, selbst der Schreibtisch mit allem Zubehör war nicht vergessen.

Hier sollte sein neues Heim sein, hier sollte er sich einrichten, baden und die schönen Kleider anlegen. Mit thränenden Augen bedeckte er die Hände des neuen Mütterchens mit Küssen, Worte konnte sein überströmendes Herz nicht finden.

Er blieb nun allein und folgte der Anweisung der gütigen Fee. Das Bad, die schönen Kleider verwandelten ihn in einen frischen, blühenden Knaben, und er staunte nicht wenig, als er sein Bild in den spiegelnden Wänden sah, das vorher so ärmlich und abgezehrt ausgesehen. Bald holte ihn Mütterchen zur Abendmahlzeit; was gab es da nicht Schönes? Doch Anton, an Mäßigkeit gewöhnt, aß nur ein weniges, worüber sie sich, wie auch darüber, daß er seine alten Sachen ordnungsmäßig in ein Bündel gebunden und in

einen Schub gelegt, anerkennend aussprach. Nach dem Abendessen gingen beide noch ein Stündchen ins Freie, ein feiner Veilchenduft, ein Spielen und Tändeln schöner Nachtfalter, Gefunkel tausender Glühwürmchen umgab sie; Gesang der Drossel, das Flöten der Nachtigall tönte aus jedem Gebüsch, und zu allem die aus jedem Worte Mütterchens sprechende Liebe und Güte; ach, es war schön, sehr schön! Nach einem Stündchen ging es zur Ruhe, er schritt, nachdem er Mütterchen für alles gedankt, nach seinem Stübchen und ehe er sein Bett bestieg, kniete er nieder und dankte dem allgütigen Gott und Vater für seine Gnade.

Wie schön lag es sich in dem sauberen Bettchen, wie prächtig schlief es sich in demselben, wie erquickt und gestärkt erwachte er. Nachdem er gebadet und sich angekleidet, ging er ins Freie nnd fand Mütterchen bereits mit dem Frühstück wartend auf der Veranda vor dem Schlosse. Dank und Liebe leuchtete aus seinen Augen und sprach sich in seinen Worten aus und fand Gegenliebe bei der gütigen Fee.

Nach eingenommenem Frühstück zog Mütterchen Anton näher an sich heran und begann: „So, wie du es jetzt hast, wird es immer sein, wenn du lieb, gehorsam und fleißig bist. Doch wirst du oft allein sein, ich muß viel verreisen und zuweilen auch längere Zeit unterwegs sein, da wird durch meine alte Dienerin, die aber leider taubstumm ist, für dich in jeder Beziehung gesorgt werden. Du findest schöne Bücher in dem Schranke deiner Stube, die des Lehrreichen genug enthalten, die sogar sprechen können und dich über ihren Inhalt belehren werden, doch ein mehreres frage sie nicht, sie geben dir

nur das, was sie enthalten. Du findest in einem andern Schranke Spielsachen, Tiere, die laufen, Soldaten, die marschieren und exerzieren, Handwerker, die verschiedenes Handwerk betreiben, doch nichts von allem giebt einen Ton von sich, alles ist stumm; Musikinstrumente, Leiern, Spieldosen und Spieluhren findest du ebenfalls und alles Meisterwerke, erfreue dich an denselben. Der Garten mit allen Blumen und Bäumen sind zu deiner Erholung, hüte dich aber, über dessen Grenzen hinaus zu wollen, denn nur über jene Mauer hinweg könntest du fortkommen, sonst ist der übrige Teil von hohen Felsen umgeben und der Ausgang durch dieselben für dich nicht möglich. Aber gerade vor der Mauer nimm dich in acht, denn hinter derselben wohnt ein mißgestalter, entsetzlicher Zwerg, dessen größte Lust es ist, sich durch List oder Gewalt Kinder zu rauben und dieselben zu mißhandeln und schließlich zu Tode zu quälen. Ich habe keine Macht über denselben, das weiß das Ungetüm nur zu gut, ebenso, daß mir das Gewimmer und Schreien der entsetzlich gemißhandelten Kinder tief ins Herz schneidet, weshalb er sich das Vergnügen macht, sowie er weiß, daß ich zu Hause bin, die Quälereien an den Kindern in der Nähe der Grenzmauer zu verüben, aber auch seine Stunde wird schlagen, er soll und muß unschädlich gemacht werden. Nochmals warne ich dich, hüte dich vor dem Besteigen der Mauer, denn nur ein Zollbreit deines Körpers jenseits derselben bringt dich in die Gewalt des Kobolds."

Anton schauderte vor dem Gedanken, sich in den Händen des Zwerges zu wissen, er versprach, die Mauer wie das höllische Feuer zu scheuen; und dennoch ereilte

auch ihn das grausame Geschick. In der ersten Zeit machten ihm die lehrreichen Bücher, die Musik, die belebten Spielsachen viel Vergnügen, doch bei längerer Abwesenheit der Fee wurde ihm das Vermissen jeden Gedankenaustausches, jeder Unterhaltung mit seinesgleichen zur Qual und er sehnte sich nach irgend einem menschlichen Wesen. Die Wärterin ließ sich nur selten blicken, grämlich, ja scheu wich sie ihm aus, seine Bedürfnisse, sein Essen fand er pünktlich, aber die Alte huschte nur wie ein Irrwisch umher, und, wenn es nur irgend anging, verrichtete sie alles ungesehen.

Anton hatte oft jenseits der Mauer das Lachen und Jauchzen von Kinderstimmen gehört und es entstand in seinem sonst unschuldigen Herzen der Argwohn, daß seine Beschützerin wohl zu viel von dem Zwerge gesagt haben möchte.

Da begab es sich eines Tages, daß, als Anton in der Nähe der Mauer umherging, ein Ball vor seine Füße fiel, Kinderstimmen ließen sich hören und jammerten um ihren Ball. Anton, gutmütig, nahm den Ball und warf ihn über die Mauer zurück und bald begann ein Hin- und Herwerfen und Zurufen, dann ein Einladen, hinüberzukommen; schließlich zeigte sich auch ein frisches Kindergesicht oberhalb der Mauer, und es begann ein Plaudern und Erzählen, ein Schildern des frohen Lebens jenseits der Mauer unter den vielen Kameraden, die dort seien, so daß Anton nicht widerstehen konnte, wenigstens einen Blick hinüberzuwerfen. Er erstieg an einem Weinspalier die Mauer, sah spielende Knaben, die ihn begrüßten und ihm die Hände reichten, doch konnte er letztere nicht erfassen, beugte sich daher über die Mauer und da war

es um ihn geschehen. Der Zwerg, der in einem Verstecke an der Mauer gestanden hatte, ergriff den unglücklichen Anton und schleppte ihn, vor Vergnügen wiehernd, in die Marterhöhle, wo der arme Junge wohl zwanzig elende, abgehungerte, blutrünstige Knaben fand, die sich bei der Annäherung des Zwerges ängstlich in die Winkel verbargen und wehmütig den armen Leidensgefährten begafften. Zur ersten Begrüßung nahm der Zwerg sofort eine Geißel, hieb unbarmherzig auf den armen Anton los, ließ ihn bluttriefend halbtot liegen, suchte sich unter den anderen Unglücklichen neue Opfer aus und hieb auch auf diese los, bis auch sie dem Tode nahe waren, dann verließ er erst mit zufriedenem Grinsen in dem entsetzlichen Gesicht die Marterhöhle.

Die an jener Mauer spielenden Knaben waren heimtückische, abgerichtete Lockvögel des Zwerges, die sich alle mögliche Mühe geben mußten, ihm neue Ware an Kindern zu verschaffen, weil sie sonst gleichfalls die Martern des Entsetzlichen zu fürchten hatten. Des Abends wurde den unglücklichen Geschöpfen in ihre Marterkammer ein Krug Wasser und ein Stück schlechten Brotes gebracht, und dieses war ihre Nahrung für die nächsten vierundzwanzig Stunden.

Anton erwachte am Morgen unter fürchterlichen Schmerzen aus seiner Bewußtlosigkeit, schleppte sich in eine Ecke auf eine Schütte halbfaulen Strohes, versank in tiefes Brüten über die schreckliche Veränderung seines Geschickes und beschloß, seinen Leiden durch Verweigerung jeder Nahrung so schnell als möglich ein Ende zu machen. Der nächste Tag brachte neue Qualen, wiederholte, grauenerregende Martern für Anton, und am dritten Tage fühlte er sich

dem Tode nahe. Der Zwerg bemerkte die schnelle Abnahme der Kräfte des armen Inngen, sah dessen unangerührte Brotstücke und drohte ihm, ihn, wenn er noch ferner Speisen verweigere, den nächsten Tag in den Schlangenpfuhl zu werfen. Dieser Pfuhl war ein tiefer Felskessel, mit schwarzem, schlammigen Wasser, in welchem Schlangen, Molche und Krokodile mit den Leichnamen der zu Tode gequälten Kinder gefüttert wurden. Oft jedoch warf das Zwergscheusal noch halblebende hinein, um sich an den letzten Qualen dieser Unglücklichen zu ergötzen. Der nächste Tag rückte heran. Anton, dem Tode nahe, wurde von dem Zwerge gepackt und nach dem Pfuhle geschleppt. Das Wimmern des Knaben ließ das Scheusal gefühllos, mit erhobenen Armen schleuderte es denselben in den grauenhaften Schlund.

Da schoß ein Adlerpaar herbei, der eine derselben faßte Antons Kleider, hob ihn in die Lüfte und zog seinem Felsenneste zu, während der andere gewaltige Adler den Zwerg an Arm und Brust packte, denselben auch erhob, da er aber doch zu schwer, gerade in den Pfuhl fallen ließ, wo er sofort von den grimmigen Geschöpfen in Stücke zerrissen wurde. Dieses letztere wäre wohl nicht geschehen, wenn nicht der Adler mit seinen Fängen einen über der Brust des Kobolds an einem Kettchen hängenden Talisman erfaßt und in den Krallen behalten hätte; das Kettchen war gerissen und mit dem Verluste des Talismans die Macht des Zwerges gebrochen, der nun seinen verdienten Lohn fand.

Mittlerweile war der andere Adler mit Anton da-

von geflogen; doch auch diesem war der Knabe zu schwer, er erreichte nicht das Nest, sondern ließ sich auf einem Felsen nieder, um auszuruhen. Der Zufall wollte es, daß ein Jäger in der Nähe pirschte, den Adler mit dem Knaben bemerkte und sich sofort auf den Felsen niederließ, der ihm schußgerecht lag, mit seiner sicheren Hand und Büchse das Tier erlegte, welches herunterstürzte und von dem Jäger freudig für seine Sammlung ausgestopfter Vögel begrüßt wurde. Während der Jäger den prächtigen Adler beschaute, hatte sich für Anton, der noch immer leblos dalag, alles zu seinem Besten gewendet.

In dem Augenblicke nämlich, in welchem der Jäger den Adler erlegte, kam die Fee Veilchenherz in ihrem von Schwänen gezogenen Wagen durch die Lüfte, sah gleich alles, was sich zugetragen, nahm den noch immer Bewußtlosen auf, eilte nach ihrem Heim, flößte, hier angekommen, dem Scheintoten stärkende Mittel ein, den Körper wusch sie mit Heilmitteln und bettete ihn dann in sein Stübchen.

Unterdes hatte der Jäger den Felsen bestiegen, wunderte sich aber nicht wenig, hier nichts vorzufinden, da er doch zu deutlich den Knaben gesehen hatte, doch hatte er schon oft von Leuten von dem Verschwinden ihrer Kinder gehört, auch bemerkt, daß manche ihm unerklärliche Ereignisse sich an dieser Stelle des Gebirges zugetragen hatten, so daß er schließlich kopfschüttelnd seinen Heimweg antrat.

Nach einigen Stunden erwachte Anton, er mochte seinen Sinnen nicht trauen, als er sich in seinem Bett und Stübchen wiederfand, ohne Schmerzen, frisch und gesund; allein sein Auge traf sein Mütterchen, das durch

die halbgeöffnete Thür liebend auf ihn schaute, und nun ahnte er den Vorgang. Seine Augen füllten sich mit Thränen, in tiefster Erregung bat er um Vergebung wegen seiner Ungehorsamkeit und dankend drückte er die an sein Bett Tretende an sein Herz.

Anton war bald wieder der alte frische, blühende und fleißige Knabe, der mit neuer Lebenslust lernte und arbeitete, umsomehr, da die gütige Fee, die inzwischen das Ende ihres entsetzlichen Nachbars erfahren hatte, ihm ein paar seiner Leidensgefährten zu seinen Kameraden gegeben hatte. Die übrigen Kinder entließ Fee Veilchenherz, nachdem sich dieselben durch ihre Pflege erholt und gebessert hatten, zu ihren Eltern und säete Dankbarkeit in manches Elternherz. Auch Anton und seine Kameraden feierten in den geachteten Lebensstellungen, die sie später einnahmen, in Liebe und Dankbarkeit das Andenken der gütigen Fee Veilchenherz, die zur Oberin der Feen berufen in ferne Lande gezogen war.

Die Bernsteinfee.

Romantische Partien bietet der Ostseestrand der Provinz Preußen, von denen namentlich die mit den schönsten Laubhölzern bewachsenen Höhen und Schluchten zwischen den Orten Warniken und Rauschen erwähnens- und sehenswert sind.

In dem in einem Thalkessel lieblich gelegenen Rauschen lebte vor ungefähr zweihundert Jahren ein Schullehrer, der einer von den wenigen Begünstigten seines Standes war, und ohne Sorge sein Brot aß. Er hatte von seinen Eltern ein Haus nebst Garten geerbt und seine Frau hatte ihm ebenfalls etwas Vermögen zugebracht, so daß es ihnen möglich war, ihren einzigen, recht befähigten Sohn Konrad in dem nahen Königsberg studieren zu lassen. Konrad sollte mindestens Pastor, wenn nicht Professor werden. Er war auch einer der fleißigsten Hörer der Vorlesungen an der Universität, doch mehr still für sich, mied er Kameradschaften und suchte zu seiner Erholung die Umgebung der Stadt, wo er fröhlich wurde, sein Auge erglühte, seine Brust hob

sich und man fand ihn dann oft deklamierend oder singend. Wie stürmte er aber in seinen Ferien aus den Mauern der Stadt nach seinem geliebten Rauschen, hier und namentlich am Strande in den herrlichen Schluchten und Bergen begann ein Jubelleben für ihn.

Sowie die erste Lerche jubilierend die aufgehende Sonne begrüßte, war Konrad, mit Mundvorrat versehen, auf dem Wege zu seinen geliebten Strandbergen, und die Eltern gönnten ihm gern das Umherstreifen, denn da holte er sich wieder die roten Wangen, die in der Stadt immer stark gebleicht wurden. Mit der Lerche tönte sein Lied, und mit der Nachtigall, die in den dunklen, von Bächen bewässerten Schluchten beinahe den ganzen Tag sang, wetteiferte er und war erfinderisch in den herrlichsten Melodien, die er mit reinem und prächtigem Tenor hervorjubelte.

An schönen Stellen, entweder auf den Höhen, wo herrliche Blicke auf Meer und Land ihn begeisterten, oder auf einem der blumigen Plätze an einem Waldbache der Schluchten, lagerte er, erquickte sich an der mitgenommenen Speise und einem Trunk aus dem kristallhellen Bache. An diesen Stellen war sein Poesie- und Melodienleben, hier dichtete er die Lieder für seine Melodien, hier ertönte sein herrlicher Tenor am frischesten, hier erging es ihm wie dem Sänger Orpheus, er bannte die Tiere des Waldes, denn Hirsch und Reh, selbst Hase und Fuchs lauschten und äsen in seiner Nähe. Konrad, ein Gefühlsmensch, erfreute sich der graziösen Bewegungen der Tiere, sah sie aus den Büschen ihn beäugen und ihre Lauscher (Ohren) heben, doch verwundert erblickte er auch öfter einen schönen Mädchenkopf mit goldigem

Lockenhaar hinter den Büschen hervorschauen, ohne je Unruhe unter den Tieren zu bemerken. Als Konrad eines Tages wieder eine seiner schönsten Melodien ertönen ließ, trat ein Mädchen, dem der schönste Lockenkopf zu eigen, in einem meergrünen Gewande, mit herrlichen Bernsteinkorallen und Spangen, wie er letztere noch nie so wunderbar schön gesehen, geschmückt, aus den Gebüschen

auf ihn zu. Sie erklärte ihm, sie sei die Bernsteinfee, sie habe schon oft seinem herrlichen Gesange gelauscht und sich an demselben erfreut und bat ihn, ihr zu gestatten, dieses aus nächster Nähe thun zu dürfen. Konrad war aufgesprungen, verbeugte sich vor der herrlichen Erscheinung und erklärte, er wäre glücklich, wenn seine geringen Gesänge ihren Beifall fänden. — Nach dieser Begegnung war unser Sänger täglich an dieser Stelle

jubelte in immer schöneren Melodien, dichtete dazu immer wärmere Worte, und bemerkte auch zu seinem großen Entzücken, wie die anfangs kalte Erscheinung allmählich aufschaute, gesprächiger wurde und sich selbst die an sie gedichteten Liebeslieder gefallen ließ. Ihr täglicher Umgang machte sie vertraulicher, sie hatten Fragen und Mitteilungen der verschiedensten Art, sie lauschte den Ergüssen seines poetischen Gemütes, er den Erzählungen der Wunder ihres Reiches, ja, er folgte ihrer Einladung zu einer Wanderung durch dasselbe.

Eines Tages war Konrad frühzeitig an Ort und Stelle und die Bernsteinfee führte ihn zu einem hinter dichtem Gebüsch verborgenen Thor und durch dieses in die Wunderstätte ihrer Herrschaft. Ein gewölbter Eingang führte ihn in die Wohnung der erhabenen Führerin, und welche Pracht entwickelte sich den Blicken des staunenden Jünglings! Kostbar gearbeitete Säulen trugen die Wölbungen der Decke, Täfelungen in wunderbarer Kunst bekleideten die Wände und den Fußboden, alles aus dem schönsten hellgelben Bernstein, der in den von tausend Ampeln erhellten Räumen die wunderbarsten Lichtreflexe hervorbrachte.

Von diesem Feenpalaste führten hundert Wege nach allen Richtungen in das Land, unter das Meer, überall hin, wo der kostbare Bernstein gelagert war, darin ein Leben und Treiben der Dienstleute, in Kobolden und Nixen bestehend. Die einen ordneten die verschiedenen Sorten des edlen Bernsteins, die andern holten den von den Meereswellen entführten wieder in seine Lagerorte, wieder andere verfertigten Kunstwerke, teils für die Behausung ihrer Herrin, teils zu Geschenken, die die Herrin ihren Mitschwestern

und anderen Befreundeten zukommen ließ Die klügsten aber verwendete die Fee, um die Menschen, die dem kostbaren Gestein nachstellten, irre zu führen und von ihren Schätzen fern zu halten.

Obgleich nun Konrad, voll von Bewunderung über die nie geahnte Pracht und voll des Dankes über die Liebenswürdigkeit der Fee war, und obgleich seine Aufmerksamkeit dadurch vollständig gefesselt war, so bemerkte er doch, daß viele der Kobolde ihn mit mißtrauischen, ja feindseligen und höhnischen Blicken betrachteten.

Er kürzte daher seinen Besuch ab und begab sich, geleitet von der Fee, auf seinen Lieblingsplatz an den sprudelnden Bach. Hier angekommen, fragte er die Fee nach dem Grunde der Feindseligkeit ihrer Untergebenen, worauf sie erwiderte: „Mißtrauen gegen die Habsucht der Menschen ist bei allen vorherrschend und wohl auch Eif—" hier stockte und errötete die Fee und fuhr erst nach innigen, dringenden Bitten Konrads mit Purpurglut übergossen fort, „Eifersucht, daß ich, die Herrscherin, in Liebe einem Menschen zugethan bin." Dabei sah ihn die Herrliche mit warmen Blicken an, und er, konnte er seinen Gefühlen Zwang anthun? Nein! Er stürzte ihr zu Füßen und erklärte ihr, wie die Wonne ihn in ihrer Nähe begeistere, wie sie vom ersten Augenblicke ihn vollständig gefesselt habe, wie sein Herz mit allen Fibern an ihr hinge, sie möge diese Liebe nicht zurückstoßen, ihn zum glücklichsten der Sterblichen machen und ihm ihre Hand reichen. Da trat die Fee ernst, wenn auch nicht böse zurück und erwiderte, daß auch sie ihn lieb habe und wenn irgend ein Mensch auf sie Eindruck gemacht habe, so sei er es,

doch sei es ihr nicht vergönnt, irgend einem Sterblichen die Hand zu reichen, sie sei als Begnadete an ihr Feenreich gebunden."

Doch Konrad ließ nicht nach mit Bitten und Beteuerungen, so daß endlich die Liebreizende mit Thränen im Auge gestand, es sei eine Möglichkeit, sie von ihren Verbindlichkeiten zu lösen, doch sei es einem Sterblichen sehr schwer, diese Lösung herbeizuführen. Konrad jauchzte auf, als er die Möglichkeit einer Befreiung hörte und bestürmte die Liebliche, ihm die Bedingungen zu nennen.

Mit Wehmut im Blicke, aus welchem dennoch unser Held die Sehnsucht und Hingebung zu ihm erkannte, begann die Fee: „Jährlich beruft unsere Königin eine Versammlung der Feen in die Rosengärten von Schiras in Persien, dort mußt auch du hin, um mit mir vereint unser Anliegen vorzutragen. Vielleicht wäre es möglich, daß die Königin und die übrigen Versammelten unsern vereinten Bitten nachzugeben geneigt wären, denn ich schmeichle mir, ein Liebling von allen zu sein. Auch du bist durch deine Dichtungen und deinen schönen Gesang ein Begnadeter und es wäre möglich, daß sie unsere Liebe billigten. Doch dieses ist der leichtere Teil der Aufgabe. Der zweite ist, zuerst die Genehmigung des „Weisen des Atlas" zu holen, dieser ist über alle Geister, Feen, das Zwerggeschlecht und dergleichen Bevorzugte gesetzt. Er lebt in einer Höhle auf dem Gebirge Atlas in Afrika, der Zugang zu ihm ist sehr schwierig, ja, mit den größten Gefahren verbunden, denn er wird, da er sich bei seinem Grübeln und seinen Forschungen nicht gern stören läßt, nicht allein von wilden, reißenden Tieren bewacht, sondern auch von neckischen und wilden

Kobolden, die jeden Menschen fern halten, ja oft zu Tode quälen. Gelingt es dir, trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten den „Weisen" zu erreichen, so wird er, um dich zu prüfen, dir eine Probezeit in seiner Nähe bestimmen und erst nach günstigem Befunde dir eine Weisung an unsere Königin nach Schiras geben. Hast du Glück, so findest du mich dann im Rosenmonat des nächsten Jahres in Schiras, wohin auch ich jetzt muß. Ich werde dich dort der Fürsorge meiner Freundinnen empfehlen; lebe wohl!" Dabei löste die Geliebte einen Talisman von ihrer Brust, als Erkennungszeichen für Befreundete, zog ferner ein Kästchen, kostbaren Schmuck enthaltend, aus ihrem Gewande zur Bestreitung der Reisekosten, und in tiefem Schmerze schieden beide.

Doch lange überließ sich Konrad dem Trennungsschmerze nicht, es galt zu handeln, seine Ferien waren überdies zu Ende. Der Abschied von den Eltern war ein schwerer und erst von der Universitätsstadt aus erfuhren die sorgenden Seinen brieflich den Entschluß des Sohnes, eine recht weite Reise zu unternehmen, auch daß er bereits ein Schiff gefunden, das ihn vorläufig nach Sizilien bringe. Er bat nur noch um ihren Segen. Dieser wurde ihm reichlich, denn seine Eltern wußten nur zu gut, daß er von einem einmal gefaßten Entschlusse nicht abzubringen war. Von seiner Liebe zur Bernsteinfee, von den ihm bevorstehenden Abenteuern und Schwierigkeiten hatte er kein Wort erwähnt, um die Eltern nicht durch seine verzweifelten und gefährlichen Unternehmungen zu betrüben oder sie gar zum äußersten zu treiben, ihn mit Gewalt zurückzuhalten. —

Konrad hatte durch den Verkauf eines geringen Teiles der Kleinodien hinlängliches Reisegeld, das Schiff war ein guter Segler und in vier Wochen hatte er Sizilien erreicht. Hier mietete er eine Barke, die ihn an die nahe Küste Afrikas bringen sollte, deren Führer nicht wenig verwundert war, daß er den mit leichtem Jägeranzuge bekleideten, nur mit einem Wurfspieße und einem Trinkhorn versehenen Jüngling an der glühenden und sandigen Küste unterhalb des verrufenen Gebirges landen sollte. Doch Konrad zahlte in Gold und fort ging es.

Sie hatten bald die blauen Umrisse der Berge im Gesicht, und nach einer herrlichen Nacht landeten sie frühmorgens an dem Sandgürtel Afrikas. Konrad füllte sein Trinkhorn, versah sich mit Speise, ergriff seinen Spieß nnd nahm Abschied von den Schiffsleuten, die eilig der ungastlichen Küste den Rücken wendeten.

Unser Held richtete seine Schritte den Bergen zu, doch ging es nur langsam in dem knietiefen Sande und bald brannte die Sonne in sengenden Strahlen auf ihn nieder. Noch hatte Konrad nicht ein Dritteil des Weges nach dem Waldgürtel der Berge zu zurückgelegt, als er einen mißgestalteten Zwerg auf dem glühenden Sande hingestreckt fand. In seiner Gutmütigkeit nahm er sein Trinkhorn, erquickte den Verschmachteten, der den Labetrunk in starken Zügen einsog und dann beweglich bat, ihn, bis er sich ganz erholt, wenn auch nur eine kleine Strecke fortzutragen. Konrad, von Mitleid bewegt, nahm den anscheinend Kranken auf den Rücken und keuchte durch den Sand dem ersehnten Walde zu. Aber schwerer und schwerer wurde die Last, der Schweiß rann in Strömen von seinem Körper, die

Zunge hing ihm wie Leder trocken im ausgedörrten Munde. Er wollte ruhen und den Durst löschen, das Ungetüm stachelte ihn mit den spitzen Fersen; er wollte sich niederwerfen und von der Last befreien, doch der Unhold klammerte sich fest und schnürte ihm Hals und Brust, sodaß er zu ersticken drohte; er mußte weiter. Doch endlich war seine Kraft zu Ende und er stürzte bewußtlos nieder.

Nach langer Ohnmacht erwachte Konrad. Er mußte lange gelegen haben, denn die Sonne neigte sich schon stark zum Untergange, noch war alles in Glut um ihn; er langte nach seinem Trinkhorn, nur wenige Tropfen fand er in demselben, der Unhold hatte dasselbe beinahe ganz geleert. Aber auch die wenigen Tropfen erquickten ihn wunderbar. Er erhob sich, ein kühles Lüftchen umfächelte ihn, er wanderte anfänglich matt und mit schmerzenden Gliedern, allmählich aber munterer den ersehnten Bergen zu.

Endlich erreichte er, schon lange nach Sonnenuntergang, den Waldrand, der sich an den Bergen hinzog; ermüdet warf er sich nieder und beschloß, hier die Nacht zuzubringen. Er langte nach den Speisen, aber auch hier fand er nur Reste, das Scheusal hatte ihn während seiner Bewußtlosigkeit geplündert; nur halb gesättigt verfiel er in einen tiefen Schlaf.

So mochte er ungefähr zwei Stunden geruht haben, als entsetzlicher Lärm ihn erweckte. Schlaftrunken rieb er die Augen, ein Gebrülle, Getöse, Gezische umgab ihn, hier funkelnde Augen irgend einer wilden Bestie, die mit kriechendem Gange sich näherte, wie sprungbereit, dort die Rachen

der Krokodile und anderer Ungetüme, die sich im Sande tummelten und beim Zusammenschlagen der Gebisse ein entsetzliches Getöse verursachten, über ihm Schlangen, die zischend um die Äste der Bäume glitten, bereit, sich um seine Glieder zu schlingen. Entsetzt schloß Konrad die Augen und glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen. Da griff er unwillkürlich nach dem Talisman, den ihm sein Lieb in der Abschiedsstunde gegeben und den er stets auf seiner Brust trug. Wie erstaunte er, als der Lärm sich legte, er öffnete die Augen und sah die Tiere und Ungetüme sich ängstlich winden und scheu zurückziehen. Kalter Schweiß rann von seinem Gesichte, das Herz pochte hörbar, die Glieder waren wie gelähmt, nur nach und nach erholte er sich, dankte dem Allerhöchsten für die Abwendung der Gefahr und drückte den Talisman an seine Lippen. Denselben in seinen Händen bergend, fiel er wieder in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am späten Morgen erwachte.

Konrad erhob sich, sah sich aber vergebens nach einer Erquickung um, da weder Wasser noch irgend eine Frucht für die lechzenden Lippen und den hungrigen Magen zu erspähen war. So schlich er denn hungrig und durstig an dem Waldrande entlang, um irgend einen Eingang in die dichten mit Dornen durchflochtenen Baummassen zu suchen.

Nach langem Bemühen kam er an das ausgetrocknete Bett eines Baches, das einen schmalen niederen Eingang in den Wald gewährte, und auf Händen und Füßen kriechend gelangte er durch den äußeren Waldrand. Die Sonne brannte entsetzlich, eine drückende

Schwüle herrschte trotz des Schattens, doch immer fand er noch keine Erquickung! So schlich denn der Arme, dem Verschmachten nahe, unter den Baumriesen fort, die etwas lichter standen, immer dem einen Ziele, den Bergen zu. Die Kraft war aber bald zu Ende und er sank halb bewußtlos unter einem der gewaltigen Bäume nieder.

So lag er da und sehnte das Ende seiner Qualen herbei. Da hörte er über sich in den Zweigen des Baumes den Gesang eines Vogels, wunderbarer Weise in einer seiner eigenen Melodien, die er sonst mit Vorliebe gesungen, er richtete sich auf und bemerkte nach längerem Suchen, in den Blättern versteckt, einen Finken, der aus heller Kehle sang. Trotz seiner Ermattung ermunterte ihn der Gesang, so daß er schließlich die Melodie mitsummte.

Da flog der Vogel näher und sprach deutlich die Worte: „Bist du's, Konrad vom Bernsteinstrande?"

Konrad, schon an alle möglichen Wunder gewöhnt, antwortete, er sei es, aber nicht mehr lange, er fühle sich so schwach und hoffe auf baldige Erlösung; der Sänger möge nur seine letzten Grüße der geliebten Bernsteinfee überbringen. Da erst merkte das Tierchen, daß der Jüngling dem Verschmachten nahe sei, brach mit seinem Schnabel Früchte und zwar die schönsten Feigen von dem Baume, auf dem er saß, und ließ sie vor dem Hungrigen und Durstenden niederfallen, der begierig danach griff und nach und nach wieder neue Lebenskraft erhielt. Dabei rief der Vogel, Konrad möge nur um und über sich schauen, er wäre ja unter lauter Fruchtbäumen, hier die

besten Feigenbäume, dort Tamarinden mit nährenden Schoten, auch Kokos- und Dattelpalmen seien in Menge vorhanden, er sei vor Hunger und Durst geschützt, über-

dies fände er wenige Schritte den Bergen zu herrliches Trinkwasser in Fülle. Konrad sah sich um, überall Früchte in Menge, die ihm aber bis jetzt unbekannt gewesen waren, neuer Lebensmut durchströmte ihn und nun

erst fiel es ihm ein, den Vogel zu fragen, wo und wie er die Melodien, die er gesungen, gehört habe. Das Tierchen erwiderte, es gehöre zu den dienenden Wesen des Weisen, verrichte Botendienste, sei eben von der Versammlung der Feen zurückgekehrt und habe dort die schönen Melodien von der Bernsteinfee gehört, die diese zum Entzücken aller Feen häufig gesungen habe. Er fliege jetzt zu seinem und dem Herrn aller Halb- und Viertelgötter der Erde zurück, um diesem Bericht zu erstatten.

Konrad ergriff mit Begierde diese Nachricht und fragte den Vogel, ob er ihm folgen dürfe, denn auch ihn führe ja sein Weg zu diesem Herrn, dem Weisen auf dem Berge Atlas, worauf der Sänger ihm zunickte, ihm jedoch nicht verhehlte, daß für ihn, den Menschen, noch manche Beschwerden zu überwinden seien. Er würde ihn jedoch zu einem gebahnten Wege geleiten, der zum Berge hinaufführe, dann müsse er aber eilen, um seinem Meister zu berichten, der sicher schon wisse, daß er in der Nähe sei.

Konrad erhob sich und folgte, wenn auch langsam, dem vorauf fliegenden Vogel bis an einen Quell, in dessen Nähe Fruchtbäume in Menge standen und von wo ein gebahnter Weg zu der Höhle auf dem Berge führte. Hier beschloß nun der Müde und Matte, sich erst vollständig zu erholen, dankte dem Vogel, der dann eilig davonzog, erquickte sich an dem so sehr entbehrten Wasser und erlabte sich an den schönen Früchten. Der Abend war herangebrochen und Konrad überließ sich auf einem Mooslager in der Nähe des

Quells der Nachtruhe, nachdem er noch seinen Talisman fest in seine Hände geschlossen. Ohne Unterbrechung schlief unser Held bis gegen den Morgen, wo Beängstigungen und ein Mangel an Luft ihn erweckten. Auf seiner Brust saß ein graues Ungetüm, welches größer und größer, schwerer und schwerer wurde, ihm den Brustkasten zu zerquetschen und ihn zu ersticken drohte; alles Rütteln, alles Stoßen, alle Wendungen waren vergeblich, er keuchte und rang nach Atem. Da ergriff er in seiner Angst den neben ihm liegenden Speer und stieß denselben nach dem Ungeheuer, das sich eiligst brüllend erhob und schreiend davoneilte.

Konrad erholte sich bald, füllte sein Trinkhorn aus dem sprudelnden Quell, seine Taschen mit den schönen Früchten und machte sich auf den ihm bezeichneten Weg. Hier schritt er rüstig fort. Vor dem wilden Getier, das sich jeden Augenblick sprungbereit auf allen Seiten zeigte, schützte ihn sein Talisman, die Früchte sättigten, das schöne Wasser erquickte ihn, und je höher er kam, desto kühler und angenehmer wurde die Luft. So war Konrad den Tag über bergauf gewandert und erreichte gegen Abend das Ende des Waldes. Vor ihm lag die Spitze des Berges, er kam näher und glaubte schon die domartige Höhle vor sich zu erblicken, als er sich, ohne dieselbe vorher bemerkt zu haben, vor einer hohen Mauer befand, in der er vergebens einen Eingang suchte. Ermüdet vom Steigen und dem Suchen nach einem Einlaß in dieser Mauer setzte er sich nieder und erquickte sich an seinen Vorräten. Es wurde ihm bei dem Gedanken, nahe am Ziele zu sein, fröhlicher ums Herz, er

dachte an seine Heimat, seine Eltern, sein teures Lieb und summte bald eines seiner Lieblingslieder. Allmählich wurde seine Stimme heller und lauter und er jubelte schließlich in gleicher Weise, wie in seinen Schluchten und in den Wäldern des heimischen Strandes.

Plötzlich stand ein erhabener, majestätischer, ehrwürdiger Greis mit langem, silberweißem Barte vor ihm, der ihn zwar ernst, doch nicht unfreundlich anschaute und schließlich nach seinem Begehr fragte. Nach den ihm gemachten Beschreibungen erkannte Konrad den Weisen des Atlas, den Gebieter aller Feen, Zauberer und Kobolde. Er neigte sich tief vor der majestätischen Erscheinung und berichtete mit wenigen aber aus dem Herzen dringenden Worten seine Bitte. Der Greis winkte ihm und schritt durch ein Thor, das Konrad vergebens gesucht hatte, in einen Garten von wunderbarer Schönheit und durch denselben nach einem Felsdome, denn mit einem solchen war wohl die oftgenannte Höhle zu vergleichen.

Im Innern der Höhle ließ der Greis sich nieder und war bald in gewaltige Bücher, die auf Tischen umherlagen, vertieft, alles um sich her nicht weiter beachtend. Ein lieblicher Knabe erschien, führte unsern Helden in ein Seitengemach, wo Speise und Trank und eine Ruhestätte bereit war, bedeutete ihm, sich hier einzurichten, und verließ ihn mit dem freundlichen Wunsche „einer guten Nacht". Am andern Morgen war der Knabe frühzeitig da, brachte ein Frühstück, erwähnte dabei, es würde gern gesehen, wenn Konrad sich nützlich beschäftige, und verwies ihn auf den Garten, den ein alter Gärtner

besorge, welcher seine Hilfe sicher ganz gern sehen würde. Konrad ließ sich dieses nicht zweimal sagen, war bald im Garten, traf einen alten gutmütig aussehenden Mann, der ihm freundlich die verlangte Arbeit anwies und ihm Belehrungen über Pflege der Pflanzen und Bäume zukommen ließ. Unserm Helden machte die Beschäftigung viel Vergnügen, er fühlte sich bald wieder ganz wohl und kräftig, sang gern des Abends seine Lieder oder rezitierte neue Dichtungen, doch auf irgend eine Antwort des Meisters wartete er vergebens.

So war ein Monat vergangen. Mit den wenigen Dienern hatte sich Konrad bald befreundet, die den fleißigen fröhlichen Jüngling gern hatten und oft mit sichtbarem Vergnügen seinen Liedern und seinen Dichtungen lauschten.

Aber auch der alte Meister, obgleich er stets über seinen Bücher zu brüten schien und nur ab und zu kurz seine Befehle erteilte, war nicht teilnamlos, er hatte ungesehen dem fleißigen Jüngling zugeschaut, oft seine Dichtungen und Lieder gehört, und Wohlwollen wie Teilnahme erhellten dann seine Züge. Nach der gedachten Frist winkte eines Tages der Erhabene Konrad zu sich, äußerte sich mit seinem Verhalten, seinem Denken, Dichten und Trachten zufrieden und reichte ihm eine Kapsel, in welcher seine Genehmigung zu der Vermählung mit der Bernsteinfee enthalten sei, er möge sie aber erst an dem zu derselben bestimmten Tage eröffnen. Darauf entließ er ihn.

Konrad nahm Abschied von den Dienern und dem ihm lieb gewordenen Gärtner und Garten, folgte dem

Vogelboten nach den Palmenwäldern bei Tunis, wohin der Weise zu einer dort wohnenden Fee denselben sandte, erreichte ungehindert und ungefährdet diesen Ort, mietete dort eine Schebecke und begab sich auf dieser nach Konstantinopel, nachdem er unterwegs Malta besucht, und die baulichen Wunder Griechenlands und einiger Inseln sich angesehen. In Konstantinopel deponierte er bei einem ihm empfohlenen Bankier eine nicht unbedeutende Summe, die er für seine noch beträchtlichen Bernsteinschätze erhielt, und nahm nur so viel mit, um reichlich die Reisekosten nach Persien und zurück decken zu können. Diese Summe nebst dem Talisman und der Kapsel that er in ein ledernes Säckchen, das er auf der bloßen Brust trug, und dieses war gut, wie wir in der Folge sehen werden. Nachdem er sich längere Zeit hier aufgehalten, schiffte er sich ein, um über Trapezunt nach Erzerum zu gelangen und sich an letzterem Orte der Frühjahrskarawane anzuschließen. Nach stürmischer Fahrt auf dem schwarzen Meere kam er in Trapezunt und schließlich auch in Erzerum an, gerade zur rechten Zeit, da am andern Tage die Karawane abgehen sollte.

Auf einem erstandenen guten Pferde, mit Rationen für sich und sein Tier und einem Ränzel mit Wäsche und Kleidungsstücken, das er dem Pferde aufgeschnallt hatte, schloß er sich den Kaufleuten an, die nach Teheran in Persien ziehen wollten. Auch ging die Reise anfänglich gut und glücklich von statten, doch am fünften Tage, in der Nähe des Wansees, wurde die Karawane von räuberischen Kurden überfallen; was sich wehrte wurde niedergemacht, und der Rest geplündert, in Gefangenschaft ge-

führt und schließlich als Sklaven verkauft. Unter den letzteren befand sich auch Konrad. Ihm war bis auf die notwendigsten Kleidungsstücke alles genommen, nur das Säckchen mit seinen Kleinodien, dem Talisman und der Kapsel, hatte er gerettet. So wurde er auf dem Sklavenmarkt in Tabris ausgestellt, und da er ein schöner, kräftiger Jüngling war, fand er auch bald einen Käufer.

Sein Herr, ein vornehmer Perser, zog mit ihm nach dem Süden, doch da er sich mit ihm nicht verständigen konnte, erfuhr er nicht den Ort seiner Bestimmung, den er in acht Tagen mitten in der Nacht erreichte. Konrads Herr schien an seinem Sklaven, den er willig und gut gesinnt sah, Gefallen zu finden, er behandelte ihn milde, gab ihm in seinem Hause ein eigenes Gelaß und führte in andern Tages in den anstoßenden großen Garten, ihm die Pflege desselben andeutend.

Wie froh war Konrad, daß er in dem Garten „des Weisen auf dem Atlas" von dem alten Gärtner so viel erlernt hatte. Mit Eifer nahm er sich der Aufträge an, und sichtlich erstaunt sah sein Herr den geschickten Arbeiten und Ausführungen des neuen Sklaven zu. Das Verhältnis Konrads zu seinem Herrn, der gerne seinem Wirken alle Hilfe verlieh, wurde täglich besser; bald lernten sie sich in persischer Sprache, die Konrad leicht erlernte, verständigen, und erstaunt hörte der Perser die Kunde von dessen Schicksalen.

Aber wie verwundert waren beide, daß das Geschick Konrads sich in Schiras erfüllen sollte, am Orte seines jetzigen Aufenthaltes. Ja, Konrad war in Schiras! Die berühmten Rosengärten waren von dem Garten seines Herrn nur durch einen Fluß getrennt; wie schlug

sein Herz bei dieser frohen Kunde. In Zeit von vier Wochen trat die Blütezeit der Rosen ein, da war die Zusammenkunft der Feen, da sollte ja seine geliebte Bernsteinfee erscheinen und alle Not ein Ende haben. Seine Freude war ohne Grenzen, bei der Arbeit ertönten wieder seine Jubellieder, mit lauten, herrlichen Melodien begrüßte er die Entwickelung der grünen Blätter, mit Jauchzen die erste Knospe. Aber auch sein Herr, ein edler Mensch, freute sich mit Konrad, dem er herzlich gern gegen den Ersatz des Kaufgeldes seine Freiheit versprach; mit Rührung lauschte er auf die herrlichen Töne der fremden Melodien, reichte mit Thränen in den Augen Konrad die Hand und bat ihn innig, sein Freund zu sein und zu bleiben.

In dieser herzlichen Zuneigung beider entschwanden die Tage. Bald entfaltete sich die erste Knospe zur Blüte, bald folgten tausende nach, bald war die Luft in Rosenduft geschwängert, da ertönte eines Abends eine Antwort auf seine Melodien am jenseitigen Ufer des Flusses. Ein Nachen brachte den glückseligen Konrad nach den jenseitigen Gärten, der Vogelbote des großen Meisters war da und geleitete ihn durch Rosenwälder nach einer Krystallgrotte, in welcher die Feen tagten.

Auf einem Throne aus Gold saß die Königin der Feen, eine herrliche Frau, um sie herum auf silbernen Sesseln wohl dreißig Feen, eine lieblicher als die andere, doch die lieblichste, seine Bernsteinfee, sie fehlte. Bestürzt suchten seine Blicke, Angst krampfte sein Herz zusammen; da — auf einen Wink der Königin öffnete sich ein Silbervorhang und heraus trat, nein flog, Rosalinde „die

Bernsteinfee" in die Arme des Geliebten. Sie waren sprachlos vor Glück, herzten und küßten sich und schienen gar nicht wieder von einander lassen zu können.

Eine solche Liebe hätte selbst härtere Gemüter bewegt, als sie unsere Feen hatten. Als Konrad hierauf die Kapsel „des Weisen, des großen Meisters", hervorholte und vorzeigte, da verneigten sich alle und es begann ein Glückwünschen und Gratulieren, daß unser Paar mit der Erfüllung nur eines geringen Teiles hätte genug haben können.

Bei bloßen Worten bleiben die Feen aber nie stehen, es gab auch ein Erfüllen; nämlich die Ausrichtung der Hochzeit und das Spenden reicher Geschenke. Ob nicht auch etwas Eitelkeit, sich in dem schönsten Staate zu zeigen, zu der schnellen Ausführung beigetragen, weiß ich nicht, doch möchte ich es kaum glauben, daß bei anderen so großen Begabungen dergleichen in einem Feenbusen sich entwickeln könnte. Kurz und gut, die Hochzeitsfeier wurde in wenigen Tagen begangen, Konrads Freund, der brave Perser, war Trauzeuge, und behauptete dieser, selbst die begabtesten Märchenerzähler wären nicht imstande, solch eine Pracht und solchen Reichtum zu schildern. Doch auch das Fest ging vorüber; und nun kam das Abschiednehmen, manche Thräne floß, selbst die ernste Königin war gerührt und ihre Teilname ging so weit, daß sie ihr Fahrzeug mit geflügelten Rossen bespannt, dem jungen Paare zur Verfügung stellte. Die reichen, ja überreichen Geschenke wurden eingeladen, das glückliche Paar folgte, noch ein letzter Kuß und fort ging es über Konstantinopel, wo nur ein einstündiger Aufenthalt war, nach — ja nach, nicht nach dem

Bernsteinstrande, sondern nach einer prächtigen Villa am Comer See, welche die reiche junge Frau noch als Fee auf ihrer jetzigen Reise nach Schiras erstanden. In wenigen Stunden war die Fahrt beendet, und ihr Begleiter, der Vogelbote, wurde mit Danksagungen an den Meister entlassen. In der Kapsel waren als Beisteuer die schönsten Diamanten, beinahe ein Königreich an Wert. Das Fahrzeug ging, nachdem es ausgeladen, mit den herzlichsten Danksagungen des glücklichen Ehepaares an die königliche Fee zurück.

Natürlich war Konrads erstes Unternehmen, seinen Eltern Nachricht zu geben und dieselben zn einem Besuche einzuladen, umsomehr, als der Vater häufig den Wunsch ausgesprochen, das schöne Land Italien kennen zu lernen. Die Eltern ließen nicht lange auf sich warten, sie waren entzückt über die liebreizende Schwiegertochter und innig erfreut über das Glück ihres Sohnes. Erst nach einigen Jahren besuchte das junge Paar den Bernsteinstrand. Rosalinde wollte ihren früheren Untergebenen sich vergessen machen, doch wie erstaunte sie, als ihre beiden Kinder eines Tages mit Bernsteinschmuck reich beschenkt vom Strande heimkehrten und erzählten, daß kleine Männer ihnen diesen gegeben. —

Noch heute ist in dem Munde der Strandbewohner viel die Rede von dem schönen jungen Paare, das viele Jahre hindurch einige Wochen des Sommers unter ihnen zubrachte und hier durch Liebenswürdigkeit, dort durch Wohltaten sich dauerndes Andenken bewahrt hat.

Prinzessin Delila.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts herrschte zu Tripolis der Bei Mustapha. Mit Leichtigkeit schaffte er den geringen Tribut an die Pforte, denn die Seeräuberei blühte und häufte ihm Schätze auf Schätze. Aber auch sonst wußte er sein Vermögen zu vermehren. Mustapha hatte in dem gesegneten Gebiete von Mesellata, in den reichen Thälern der Taghonaberge ausgedehnten Privatbesitz, den er hegte und pflegte. Olivenhaine umkränzten die Bergabhänge, Datteln beschatteten jedes Gebäude, die gesuchtesten Zwiebelsorten gediehen üppig in seinen von Kaktus umgrenzten Gärten, Getreidesorten jeder Art wogten in den Thälern. Hier, auf einem der höchsten Kalkberge hatte der Bei ein Schloß, Mesellata genannt, aus den Marmorblöcken Karthagos erbauen lassen, wo er stets seinen Lieblingsaufenthalt nahm. Dort hatte er den größten Teil seiner Schätze angehäuft und bewahrte auch dort seinen wertvollsten

Schatz, sein reizend liebliches Töchterchen Delila. Mustapha, sonst strenge, hart, ja oft grausam, hatte eine unbegrenzte Zuneigung zu diesem seinem Lieblingskinde, dem er den größten Teil seiner freien Zeit widmete. Aber der Vater hatte auch alle Ursache, seiner Delila zu-

gethan zu sein, denn selten sah man ein heitereres, liebreizenderes Kind; alle Sorge wußte sie ihm wegzuschmeicheln, seinen Gedanken und Handlungen, die oft recht schwarz waren, durch Bitten und süßes Geplauder eine günstigere Färbung und Richtung zu geben, selbst körperliche Schmerzen und Leiden durch die kindlichste Pflege und die zärtlichsten Liebkosungen zu lindern. Kein Wunder,

daß das Gerücht von dieser Blüte, der bezaubernd schönen und reichen Tochter Mustaphas, sich in alle angrenzenden Länder verbreitet hatte und Ritter wie Prinzen in Menge herbeizog.

Unter diesen vielen Bewerbern war auch Prinz Saïd, der zweite Sohn des Vizekönigs von Egypten, ein edler, braver Jüngling, der Gnade vor Vater und Tochter fand. Schon wurde zu den Vermählungsfeierlichkeiten gerüstet, als eines Tages die Wachen des Schlosses Mesellata ermordet gefunden wurden, die schöne Delila geraubt, ohne daß der Räuber eine Spur zurückgelassen hätte. Der Vater raste, raufte sich Haar und Bart, sandte die bestberittenen Truppen nach allen Himmelsgegenden, ließ sämtliche Schiffe des Hafens untersuchen, doch nirgends war eine Spur der Tochter noch des Räubers zu finden.

Am untröstlichsten war aber Prinz Saïd. Er durchirrte mit seinem treuen, alten Diener Myrsa die ganze Umgebung von Mesellata und um Tripolis, durchsuchte die Berge und Schluchten des Thagonagebirges, jagte auf seinem Berberrosse durch die Wüste, durchweinte die Nächte und sah bald einem Skelette ähnlich Alles Suchen war vergebens. Da fiel dem Diener Myrsa ein, daß in den Palmenhainen bei Tunis eine seinem Herrn befreundete Fee wohne, er erinnerte seinen Herrn an dieselbe, und Herr und Diener machten sich sogleich dahin auf. Die schnellen Berberrosse, die durch einen Hattischerif des Bei ihnen überall unterwegs geliefert werden mußten, brachten den Prinzen Saïd mit seinem Diener Myrsa bald nach jenen Palmenhainen. Glücklicherweise fanden sie die Fee, die eine der wichtigsten ihrer

Schwesterfeen war, einheimisch und wurden freundlich und gütig empfangen. Die Fee Urania, so nannte sich dieselbe, hatte kaum die Nachricht von dem Raube der Prinzessin Delila vernommen, als sie einen Spiegel holte und darin den Aufenthalt der Prinzessin suchte.

Sie schüttelte bedenklich den Kopf, denn sie fand den Ort jenseits der großen Wüste Sahara auf einer Insel in der Mitte des Tsad-Sees oder Meeres. Diese Insel gehörte, wie sie wußte, einem gewaltigen Räuber und Zauberer, Barrabas geheißen. Dieser Barrabas war als einer der ärgsten Räuber in Afrika, Asien, ja selbst in Europa gekannt, zu Lande und zur See war er ein Schrecken der Bewohner und in dem ganzen Becken des Mittelmeeres gefürchtet.

Es gab kein Land, wo dieser Fürchterliche nicht geraubt und gemordet hätte, von ihm ging die Sage, daß er sich den Mächten der Finsternis verbunden hätte und so viel stand fest, daß er sich am Raube der Schätze Salomos beteiligt hatte, die in den Kirchen und Moscheen Konstantinopels aufbewahrt worden waren. Unter diesen Schätzen befand sich auch ein Ring Salomos, der in die Hände des Räubers gekommen war und diesem die Fähigkeit verlieh, sich nicht allein Menschen, sondern auch Tiere dienstbar zu machen und sich dadurch mit einer fürchterlichen Macht zu umgeben.

Barrabas hatte sich, nachdem er genug zusammen geraubt und bereits sehr alt geworden, ein beinahe unnahbares Reich auf den Inseln des Sees Tsad gegründet und nur ganz besondere Gelegenheiten vermochten ihn zu veranlassen, seinen Zufluchtsort zu verlassen. So hatte der alte

Zauberer von der wunderbaren Schönheit Delilas gehört, sich mit seinen schnellsten und rüstigsten Dienern aufgemacht, die Wüste durcheilt, und in jener verhängnisvollen Nacht den Raub vollführt.

Barrabas wußte nur zu gut, wie verhaßt er sämmtlichen besseren Geistern und namentlich den Feen war, und hatte diesen Raub so vorsichtig und unbemerkt vollzogen, daß nur einer — der Meister aller — „der Weise des Atlas" von demselben sofort Nachricht hatte. Die Fee Urania sandte sogleich zu ihren Mitschwestern, um dieselben zu einer Beratung und zur Hilfe aufzufordern; aber schon hatte der alte Meister dasselbe gethan und erstaunt war selbst Urania, als in wenigen Tagen alle Feen angelangt waren.

Prinz Saïd hatte jedoch in seiner Angst und Unruhe bald die Fee verlassen, um mit seinem alten Diener die Sahara zu durcheilen und je eher je lieber seine geliebte Delila dem Unholde zu entreißen. Es gelang ihm auch trotz der Sonnenglut, trotz des knietiefen Sandes, trotz eintretender Sandwolken in die Nähe des Tsad zu gelangen, doch Mann und Roß waren schwach und ermattet dort angekommen. Urania hatte geholfen so weit sie es mit ihren alleinigen Kräften vermochte, sie hatte regelmäßig jeden Abend den gepeinigten Wanderern eine Oase mit Quellwasser und Fruchtpalmen entstehen und finden lassen, damit Mensch und Roß sich erquicken und stärken konnten, hatte auch den Waffen Kräfte verliehen, so daß manch' Tier der Wüste, das sich auf die Reisenden stürzen wollte, dem tödlichen Pfeile oder Schwerte erlag, doch hier am Tsad war ihre Macht zu Ende.

Zwar waren ihre Pfeile noch tödlich, Schwert und Dolch haarscharf, aber die Masse der Dickhäuter spottete einem jeden Kampfe.

So waren Saïd und Myrsa kaum aus der Wüste getreten, als aus den Mimosen- und Tamarinden-Gebüschen, aus den Schilf- und Papyrus-Dickichten sich hunderte, ja tausende von wütenden Elephanten und Rhinozerossen auf die Wanderer stürzten, und sie mußten, trotzdem manches Tier, von den Pfeilen getroffen, den Tod fand, sich zur Flucht wenden und zu welcher Flucht? Meilen und Meilen wurden sie gejagt von der unter Brüllen und Tosen folgenden Masse, Mensch und Pferd fühlte den heißen Atem der rasenden Kolosse, die Rüssel der Elephanten erreichten beinahe ihren Körper, das scharfe Horn der Rhinozerosse senkte sich zum Hiebe, Mensch wie Roß rasten keuchend dahin, die tobende, brüllende Masse gleich einer Lawine mit Donnergepolter hinterdrein. Endlich erreichten sie die Wüste; hier in dem Reiche der Feen war die wütende Jagd zu Ende, hier wagten die Kolosse sich nicht hinein, aber es war auch die höchste Zeit, denn nur einige hundert Schritte hielten noch die braven Pferde aus, dann brachen sie zusammen. Unendlich ermüdet, in Schweiß gebadet, erhoben sich die beiden Reiter und schleppten sich nach einer nicht fernen Oase, wo sie sich nach und nach erholten. Die treuen Retter, ihre Pferde, waren den Anstrengungen erlegen.

Nach einer in erquickendem Schlafe zugebrachten Nacht beschlossen Saïd und Myrsa ein ferneres Vordringen; Myrsa folgte, wohin Saïd ging, und letzterem lag ohne Delila wenig an seinem Leben. Sie erreichten das Ufer

des Sees, spähten aber vergebens nach einem Kahn oder Floß. Der schwarze Grund des Wassers, war weithin sichtbar, eine kleine Insel lag in der Nähe und wie es schien, waren Fischernetze zum Trocknen auf derselben ausgespannt. Wo die Netze waren, mußte doch auch ein Kahn sein. Sie entledigten sich daher der Kleider und wollten watend oder schwimmend die Insel erreichen und sich das ersehnte Fahrzeug holen. Da schossen gleichzeitig aus den schlammigen Fluten zwei Ungeheuer auf unsere Freunde los, auf Saïd ein mächtiges mindestens zwanzig Fuß langes Krokodil, auf Myrsa ein gewaltiges Nilpferd.

Saïds Pfeil traf das Reptil, aber tötete es nicht, es schoß mit weit geöffnetem Rachen auf ihn los, ein Sprung zur Seite rettete ihn wohl vor den grimmigen Zähnen, doch ein Hieb des Schwanzes streckte den Prinzen zu Boden. Ähnlich erging es Myrsa, das Ungetüm überrannte ihn, nachdem sein Schwert in der Brust desselben stecken geblieben war. Beide Tiere wendeten kurz, das Krokodil hatte seinen Rachen nahe dem entsetzten Gesichte Saïds, das Nilpferd drohte seinen Gegner zu zerstampfen, da nahte Hilfe in der entsetzlichen Not. Drei Beduinenscheiks, die auf der Jagd in der Nähe waren, hatten kaum den Angriff der Ungetüme erblickt, da eilten sie auch auf ihren flüchtigen Rossen und mit ihren noch schnelleren riesigen Hunden zur Hilfe herbei. Ein Hund hatte das Krokodil an den Weichteilen des Schwanzes gepackt, das Reptil bäumte vor Schmerz auf, und diesen Augenblick benutzte Myrsa, der sich etwas erhoben und die Geistesgegenwart nicht verloren hatte, stieß seinen scharfen Dolch dem Tiere unter dem linken Vorderfuß in die Brust, daß dasselbe

krampfhaft aufzuckte und tot niederstürzte. Unterdessen hatten die Beduinen nur einen kurzen Kampf mit dem Nilpferde, zwei Hunde waren dem Tiere entgegengesprungen, es stutzte, die scharfen Lanzen zweier Beduinen hatten die Seiten des Tieres durchbohrt und das Faustrohr des Dritten ihm den Schädel zerschmettert, so daß es auf der Stelle zusammensank und das Leben endete. Myrsa hatte keinen Augenblick sein Bewußtverloren und sich bald unter dem Körper des toten Krokodils hervorgearbeitet, doch sein Herr, der arme Saïd, lag leblos da, Entsetzen in dem bleichen Gesichte.

Den vereinten Bemühungen gelang es, behutsam das mächtige Reptil von Saïds Körper zu wälzen, er wurde aufgenommen, in das Wasser getaucht und gewaschen, endlich schlug er die Augen auf und wunderte sich, sich noch am Leben und mit ganzen Gliedmaßen zu finden. Quetschungen und Hautabschürfungen waren aber in Menge da, so daß er nicht gehen, nicht stehen konnte und auf ein Pferd gehoben werden mußte. So brachte man ihn aus dem Seebereiche nach der nahen Oase, wo er verbunden und in weiches Gras unter Mimosen, die von Schlinggewächsen überwebt waren, in deren Schatten gebettet wurde. Zur größten Freude unseres Schwerverletzten kam an demselben Tage des Abends die Fee Urania, ausgerüstet mit allen Mitteln und Kräften, über welche nur die Feen gebieten konnten. Sie nahm sich der Kranken an, denn auch Myrsa hatte nicht ganz leichte Quetschungen davon getragen, strich und salbte die Wunden mit einem Balsam und rüstete sich dann zum Kampfe mit Barrabas und zur Befreiung der schönen Delila.

Die Prinzessin war während dieser Zeit auf einer an der Südseite des Tsad gelegenen großen Insel in dem festen Schlosse des wüsten Räubers. Ich sage festem Schlosse, ja es war in der That fest, denn es war aus dreifachen Wänden von vier Zoll starken Eisenplatten erbaut, mit dreifachen Thoren, und jedes dieser Thore war von innen verschlossen und verriegelt. In den Wänden waren nur kleine Luft- und Lichtlöcher, so klein, daß kaum eine Hand durchgesteckt werden konnte.

Die Räume, obwohl auf das Reichste ausgestattet, waren auch nicht zu groß, aber in Masse vorhanden, und alle mit Schätzen angefüllt, die der alte Bandit aufs sorgfältigste hütete und stets selbst verschloß. In einen dieser Räume war Delila gebracht. Die schlechte Luft, wie das Bangen nach ihrem schönen luftigen Schloß, nach ihrem Vater und namentlich nach ihrem lieben Saïd, machten bald die rosigen Wangen der Prinzessin bleichen, so daß Barrabas für ihr Leben fürchtete und ihr endlich gestattete, sich jeden Abend ein Stündchen im Freien zu ergehen, natürlich unter seiner oder der Begleitung einer starken Wache, dabei hielt sich aber der Räuber und auch die Wache stets in ehrerbietiger Entfernung von Delila.

Das kam daher, daß Delila stets einen kleinen gefeiten Dolch bei sich trug, mit welchem sie jeden bedrohte, der in ihre Nähe kam. Barrabas hatte denselben bei dem Raube schon gekostet, er litt noch ab und zu Schmerzen an der nur schwer geheilten Wunde. Gar zu gern hätte der Bandit ihr diesen Dolch entwendet, da er wußte, daß derselbe auch aus dem Schatze Salomos stamme und den unfehlbar schütze, der ihn besaß. Delila

war wachsam und alle Versuche, ihr denselben zu entreißen, sie hinterrücks zu überfallen, mußten aufgegeben werden. Die fortwährende Unruhe, wie der Mangel an Luft und Licht in ihrem goldenen Kerker, ließen die Prinzessin unausgesetzt auf Fluchtgedanken sinnen. Der Garten um die Eisenburg war mit undurchdringlichen Kaktus- und Dornhecken umgeben, nur ein Thor war zum Ein- und Ausgang bestimmt, an welchem stets eine starke Wache lag. Da war ihr Augenmerk auf einen in einer Ecke stehenden Turm gefallen, der zwar auch aus Eisen bestand, aber dennoch größere Fenster und sogar oben eine Plattform hatte, auf welcher ja die entbehrte gute Luft herrschte und von dem man auch sicher eine Umschau halten konnte. Sie erfuhr auch, daß dieser Turm oft von Barrabas oder einem vertrauten Diener bestiegen wurde, von ihm konnte man über den See weg bis an das Gestade desselben sehen, denn das böse Gewissen hielt den Räuber wegen eines Überfalles in steter Sorge.

Eines Abends, als Delila von dem Räuber selbst geleitet sich erging, lenkte sie ihre Schritte in die Nähe des Turmes. Da that sich kurz vor ihr eine Thür auf, der Diener trat aus dem Turme, sehnsüchtig wünschte sie sich hinein, der Gedanke wurde blitzschnell zur That sie sprang hinzu, schob den überraschten Diener an die Seite und schlug die Thür hinter sich zu und verriegelte dieselbe. Verblüfft standen Herr und Diener da, vergebens baten und beschworen sie die Prinzessin, die Thür zu öffnen oder heraus zu kommen, vergebens drohten sie derselben, sie verhungern oder durch

einen Pfeil töten zu lassen, nichts konnte sie bewegen, den neuen Aufenhaltsort zu verlassen. Noch schritt Barrabas nicht zum Äußersten, er hoffte auf die Wirkung des Hunger und Durstes. Und Delila? Wie wohl war ihr in der neu erlangten Freiheit, wie sog sie, auf der Plattform angelangt, mit vollen Zügen die kühle, balsamische Abendluft ein, wie sehnsüchtig schaute sie in die dunkelnde Ferne und nach den Lichtern, die sich über ihr am Himmelsdome entzündeten. Dort suchte sie nach den ihr bekannten Sternbildern, fand die Richtung ihrer Heimat und gedachte der fernen Lieben. Spät trennte sie sich von dem schönen Platze und fand in einem wohl eingerichteten Raume auf einem Divan eine Ruhestätte. Liebliche Bilder umgaukelten ihre Träume, sie fand sich wieder in ihren Olivenhainen bei Mesellata mit Saïd vereint, Liebesgeplauder erwärmte beide; da kam der Vater auf feurigem Renner, sie freundlich grüßend hinzu, stieg vom Pferde, wanderte mit ihnen und war freundlich und gütig zu beiden. So gelangten sie zu ihrem Lieblingsplatze, einer Bank auf einer hervorragenden Spitze, von der die köstlichste Fernsicht sie stets entzückte. Sie ließen sich nieder. Da ertönte Gesang aus dem nahen Gebüsch, in nie geahnter Schöne perlte derselbe aus der Kehle eines Vogels — jetzt erwachte sie, der Gesang aber tönte weiter und verwundert schaute sie auf den herrlichen Sänger, der in der Morgendämmerung sichtbar auf dem Fenstergesimse saß. Delila erhob sich, trat zum Fenster, öffnete dasselbe, der Vogel aber blieb und flüsterte ihr zu: es naht Rettung, halte dich in nächster Nacht auf der Plattform des Turmes, öffne auf

keinen Fall die Thüre, der Räuber wird nochmals alles versuchen, sich deiner zu bemächtigen; für den Hunger findest du Früchte oben, ich habe Eile leb' wohl, bald sehen wir uns wieder.

Es war der Vogelbote des Meisters auf dem Atlas, dessen sich derselbe zu allen seinen Missionen bediente, uud was hatte dieser Vogelbote nicht alles nur in dieser einen Angelegenheit zu beschicken: er mußte die Feen benachrichtigen und zu der Versammlung bei der Fee Urania zusammenholen, er mußte ferner dem Vater Delilas Grüße und Trost überbringen, wie demselben den Verbleib der Tochter und die Pläne zu deren Errettung mitteilen, er hatte Delila den eben gedachten Auftrag gebracht, mußte nun hin zur Fee Urania, die bei Prinz Saïd Arzt und Pflegerin war und dann sofort heim zu seinem Herrn, um Bericht zu erstatten.

Delila erfreute sich des herrlichen Morgens auf der Plattform, fand die versprochenen Früchte, erlabte sich an denselben und höhnte gegen Abend den Banditen Barrabas, der bereits eine durch Hunger kirre Dame zu finden hoffte. Mit klopfendem Herzen sah unsere Prinzessin der Nacht entgegen, sie hatte vergebens den Tag über nach irgend einer Bewegung, irgend einer Begebenheit ausgeschaut, die auf die ihr zugesagte Befreiung gedeutet hätte. Da in der zwölften Nachtstunde sah sie einen feurigen Schein von Norden her auf die Insel zufliegen, gleich einer Sternschnuppe zog er am Himmelsbogen dahin, schnell erschien ein Wagen von zwei Adlern gezogen, in ihm eine Dame in lichten Gewändern, alles leuchtend in phosphorischem Schein. Dieser hielt auf der Zinne

des Turmes. Die Dame, unsere Fee Urania, nannte sich, sprang aus dem Wagen, nahm den Kopf der schönen Delilo in ihre Hände, sah ihr lange in das dunlle Augenpaar und sagte: „Du liebes herrliches Kind, nun ich dich gesehen, ist mir auch schon all' meine Mühe, meine Sorge belohnt, halte dich bereit, in einigen Minuten bin ich zu deiner Abholung hier, erst habe ich nur noch ein anderes Geschäft abzumachen." Dann drückte sie einen herzlichen Kuß auf Delilas Wangen, stieg in ihren Wagen und eilte der Eisenburg zu. Hier entnahm sie einem Kästchen ein flinkes Wiesel, steckte dasselbe in eines des Luftlöcher und nach wenigen Sekunden vernahm sie einen fürchterlichen Aufschrei und bald darauf erschien das Wiesel mit einem blanken Gegenstande im blutigen Maul, es war der Ring Salomos. Das Wiesel ein, untergeordneter Diener der Fee, war in dasselbe verwandelt, hatte dem schlafenden Barrabas den Ringfinger abgebissen, daher der entsetzliche Schrei, und hatte damit der Macht des Wüterichs ein Ende gemacht. Aber auch dieses genügte der Abmachung der Feen noch nicht, der Räuber mußte vollständig vertilgt werden. Dazu nahm Urania ein Kästchen, öffnete dasselbe, und eine dunkle Masse entschwebte demselben, bildete sich zu einer großen schwarzen Wolke, die Pech und Schwefel in fürchterlichen Massen auf das Eisenhaus entlud, zündende Blitze fuhren hernieder, bald stand das Gebäude in vollen Flammen, wurde in eine glühende Masse verwandelt und sank mit fürchterlichem Krachen in einen Haufen zusammen.

Urania war beim Aufsteigen der Wolke nach dem Turm zurückgekehrt, nahm die Prinzessin in ihren Wagen und fort

ging es der Heimat zu. Auf der Oase wurde angehalten, Saïd, wieder vollständig hergestellt, begrüßte die eben aufgehende Sonne, als die Fee Urania mit Delila anlangte. Die Freude des Wiedersehens war eine unbeschreibliche, eine Liebkosung, eine Mitteilung folgte der andern, so daß die Liebenden in ihrem Glück beinahe den Dank an die gütige Fee vergaßen, die mit wohlwollendem Blicke sich an der Zärtlichkeit ihrer Schützlinge weidete Vereint ging nun die Reise nach Mesellata, wo sie der Vater mit offenen Armen empfing, sogar vor Freude einer Menge seiner Sklaven die Freiheit schenkte und von dem Geschicke des Räubers Barrabas erschreckt, von Stunde an ein friedfertiger und guter Herr und Gebieter wurde.

Die Hochzeit von Saïd und Delila fand in einigen Wochen statt; sämtliche Feen waren Gäste und ließen dem jungen Paare manch wertvolles Geschenk zurück. Die reichen Besitzungen von Mesellata waren Delilas Mitgift und ihre Nachkommen sind dort jetzt noch die reichsten Grundbesitzer. Auch Myrsa, von Saïd reich beschenkt, blieb in einem der Thäler des Taghonagebirges, in welchem noch heute sein Geschlecht stark vertreten ist. Der Vogelbote besuchte sie oft, brachte manchen Gruß von seinem Gebieter und den Feen, wurde stets freundlich und dankbar begrüßt und überbrachte dann überall hin die Kunde von dem Glücke des prinzlichen Ehepaares. Von dem Haufen des mit Gold durchmischten Eisens auf jener Insel sollen noch jetzt die Anwohner des Tsad Teile holen und ihre besten Waffen daraus schmieden. Die Asche des im Munde des Volkes noch lebenden Räubers, ist noch nicht gefunden, sie ruht tief im Innern des Eisenhügels.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite.

Das Heinzelmännchen 5
Das Zauberhorn 14
Milda 25
Die Graumännchen 41
Die Johannisnacht 51
Der Waisenknabe und die gütige Fee 61
Die Bernsteinfee 73
Prinzessin Delila 94

Druck: A. Weichert, Berlin